Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 153 (1985)

Heft: 47

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

47/1985 153. Jahr 21. November

«Die erwünschte Erneuerung der gesamten Kirche» Zwanzig Jahre nach dem Konzilsdekret über die Ausbildung der Priester. Von Josef Pfammatter 705

Theologiestudium, Spiritualität und Berufung zum kirchlichen Dienst Anlässlich des Kirchenopfers für die Universität Freiburg ein Beitrag von Josef Wick 706

Institut für Fort- und Weiterbildung der Katecheten Es berichtet Rolf Weibel 709

Ehrendoktorate als Kirchenpolitik Ein Kommentar von Rolf Weibel 710

Am Rand der Gesellschaft Eine Besinnung von Markus Kaiser 711

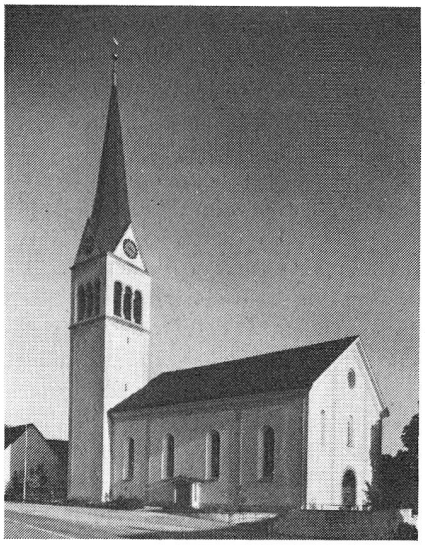
Hausgebet im Advent – eine pastorale Chance Ein Beitrag von Max Hofer 711

Berichte 713

Hinweise 716

Amtlicher Teil 717

Neue Schweizer Kirchen
Hl. Sebastian, Herdern (TG)



«Die erwünschte Erneuerung der gesamten Kirche»

Nichts weniger als die «renovatio totius ecclesiae» hatten die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils im Blick bei der Beratung und Verabschiedung des Dekrets über die Priesterausbildung «Optatam totius» (OT) vor genau 20 Jahren. Weil dieses Ziel aber – so die Einleitung – zum grossen Teil vom Dienst der Priester abhange, sei die Priesterausbildung in allen ihren Phasen zu überprüfen und, wo dies zweckmässig erscheine, neu zu regeln. Ähnlich hatten schon die Väter des Tridentinums empfunden bei der Verabschiedung des Seminardekrets vom 15.7.1563, dessen Wirkungsgeschichte nachhaltig und beeindruckend ist.

Das Dekret «Optatam totius» geht nicht von der Voraussetzung aus, es sei bisher alles falsch gemacht worden. Bewährtes soll beibehalten, ja betont werden, etwa im Lebensstil des Seminars, der «von der Bemühung um die Frömmigkeit und das Schweigen geprägt ist» (OT 11). Seminarleitung und Seminaristen müssen das Beste tun, damit alle lernen, «in inniger und steter Gemeinschaft mit dem Vater durch seinen Sohn Jesus Christus im Heiligen Geist zu leben», in den verschiedenen bewährten Formen geistlichen Lebens «Christus zu suchen», die «Gesinnung des Betens zu erwerben» und «nach dem Vorbild des Evangeliums zu leben» (OT 8).

Nun ruft aber Christus die Jünger zu sich, «damit sie bei ihm seien *und* damit er sie sende» (Mk 3,13f.) Und eben diese Sendung in eine sich verändernde Welt macht neue Überlegungen nötig, sowohl was die wissenschaftlich-theoretische und pastoral-praktische Ausbildung als auch was die charakterlich-menschliche Formung der künftigen Priester betrifft. Von höchster Warte wurde bestätigt und gefördert, was sich in den fünfziger Jahren bereits angebahnt hatte: Die Studienordnungen wurden neu geregelt (in Chur wurde der von OT 14 geforderte Grundkurs [Einführungskurs] bereits 1966 realisiert). Akzentverschiebungen ergaben sich hauptsächlich in der stundenzahlmässigen Gewichtung der Fächer, in der Aufnahme neuer Fächer in die Lehrpläne, in der Verbesserung der Lehrmethoden (OT 17) und in der Ergänzung des theoretischen Studiums durch obligatorische Praktika (OT 21) und durch das sogenannte Pastoraljahr (OT 22). OT 22 ist, zusammen mit «Presbyterorum Ordinis» 19, die konziliare Grundlage für die Fortbildungskurse der Priester nach Studienabschluss.

Nach dem Willen von OT waren auch die Lebensordnungen der Seminare zu überprüfen. Nach OT 11 hat die Seminarerziehung das Ziel, die Seminaristen fähig zu machen, «auf sich selber zu stehen und ... ihre Freiheit vernünftig zu gebrauchen, aus eigener Initiative und Überlegung zu handeln und mit den Mitbrüdern und Laien zusammenzuarbeiten». Die schrittweise Verwirklichung dieser Forderungen hat zum Teil heftige Reaktionen ausgelöst, leider nicht nur in den Einzelfällen, in denen die nunmehr grössere Freiheit missbraucht wurde. Die Kampagnen gegen die Seminare mögen zum Teil auf mangelnder Kenntnis des Willens des Konzils beruht haben – jedenfalls atmeten sie nicht in allen Fällen den Geist des Konzils.

Ein noch ungelöstes Problem bildet in der Schweiz die nationale Rahmenordnung für die Priesterausbildung (OT 1: Die Bischofskonferenzen sollen für ihr Gebiet eine «Ratio nationalis institutionis sacerdotalis» ausarbeiten[1] und von Rom approbieren lassen. Auf diese Weise soll «der grossen Verschiedenheit der Völker und Regionen» Rechnung getragen werden. Die allgemeinen Gesetze sind in diesen nationalen Rahmenordnungen «den örtlichen und zeitlichen [!] Verhältnissen so anzupassen, dass die Priesterausbildung immer mehr den pastoralen Erfordernissen der Gebiete [regionum] entspricht, in denen die Priester ihren Dienst auszurichten haben»).

Zu diesen pastoralen Erfordernissen gehört in der deutschen und bald auch in der übrigen Schweiz die theologische, pastorale und spirituelle Ausbildung von Laien, ohne deren vollen Einsatz die Seelsorge im bisherigen Umfang nicht mehr gewährleistet werden kann. Zwar werden die Laien vom Konzil aufgefordert, sich eine hinreichende Bildung in der Theologie zu erwerben (Gaudium et spes 62; die Schweiz hat die Realisierung dieses Postulats schon lange vor dem Konzil durch die 1954 eröffneten Theologiekurse für Laien möglich gemacht). Mehr noch: Nach Gaudium et spes 62 ist es «sogar wünschenswert, dass viele von ihnen (das heisst den Laien) die Theologie auch zum Hauptstudium machen und selber weiter fördern».

Über die konkreten *Wege der Verwirklichung* dieses zuletzt genannten Postulats enthalten die Konzilstexte aber keine Hinweise. Was den konkreten Einsatz der Volltheologen aus dem Laienstand betrifft, beschränken sich die Konzilsväter auf allgemeine, den Dienst der Laien anerkennende Worte. Gestützt auf Lumen Gentium 33 (die Laien haben die Befähigung, «von der Hierarchie zu gewissen kirchlichen Ämtern herangezogen zu werden, die geistlichen Zielen dienen»; den Laien sollen Wege offenstehen, «nach ihren Kräften und entsprechend den Zeitbedürfnissen am Heilswirken der Kirche... teilzunehmen») und andere Konzilsbestimmungen hat sich in der deutschen Schweiz das Dienstamt des Laientheologen herausgebildet, das nun seinerseits der ekklesiologischen und der kirchenrechtlichen Ortung bedarf. Ob Anwärter für das Amt des Laientheologen zusammen mit den Kandidaten des Priesteramtes im Seminar wohnen dürfen, ist zurzeit Gegenstand des Gesprächs zwischen Rom und den Verantwortlichen der Kirche in der Schweiz.

Ob die «erwünschte Erneuerung der gesamten Kirche» auch wirklich stattfindet, wird sich voraussichtlich auch daran entscheiden, ob die Laien als Mitarbeiter der Priester als «Arbeiter in die Ernte» eintreten können und ob auch für sie optimale Wege der Ausbildung gefunden werden.

Es bleibt zu wünschen, dass die ausserordentliche Bischofssynode, die demnächst zu einer Reflexion über die Auswirkungen der Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils zusammentritt, auch diese Tatsache sine ira et studio bedenkt.

Josef Pfammatter

[1] «In einem von 53 Vätern eingereichten Modus wurde gewünscht, das Dekret solle die Mitarbeit von Priestern und Laien bei der Ausarbeitung der regionalen (sc. nationalen) Seminarordnung verlangen. Die Kommission antwortete, dass eine solche Beratung als selbstverständlich (!) vorausgesetzt werde und deshalb (!) nicht eigens im Text erwähnt werden müsse.» (LThK, Das 2. Vat. Konzil II, 316, A.4.) Wie weit sich die Kommission über die Auswirkungen einer solchen Mitarbeit Gedanken gemacht hat, ist schwer zu beurteilen.

Theologiestudium, Spiritualität und Berufung zum kirchlichen Dienst

Der Zusammenhang zwischen Theologiestudium, Spiritualität und Berufung zum kirchlichen Dienst ist für die Kirche von entscheidender Bedeutung. Er wird gesehen: Vor etlichen Jahren hat die Bischofskonferenz eine Arbeitsgruppe «Bischöfe und Theologische Fakultät der Universität Freiburg» eingesetzt, und das im Sommer 1985 unterzeichnete Abkommen zwischen Predigerorden, Schweizer Bischofskonferenz und Staat Freiburg hat indirekt auch damit zu tun.

Die Theologische Fakultät der Universität Freiburg bemüht sich, einen guten, kritischen und aufbauenden Beitrag zu leisten. In der Ausbildung der Theologiestudierenden. Aber auch durch Vorträge und Predigten ihrer Dozenten in Pfarreien und in den Medien, durch Publikationen und durch Mitarbeit in Gremien.

Ich behaupte nicht, es sei bei uns in Freiburg alles zum besten bestellt. Wir haben die Integration von Theologie und Spiritualität, die Zuordnung von Evangelium und leibhaftiger Kirche, den vitalen Zusammenhang zwischen Glauben und Handeln nicht so erhellt, dass er unseren Lebensstil prägt und für die Berufung zum kirchlichen Dienst in Theologie und Spiritualität lückenlos tauglich macht. Ich erfahre über den notwendigen dialektischen Prozess der Wahrheitssuche hinaus aufreibende Auseinandersetzungen über theologische Ansätze, spirituelle Ausformungen, politische Konsequenzen, und über Berufung, Nicht-Berufung oder Ab-Berufung, wenn von den verschiedenen Dienstträgern die Rede ist. Teils kommt es dazu, weil die Anliegen sehr divergieren, teils weil die/wir Kontrahenten einander nicht trauen. Der Regens nimmt sich da nicht aus; auch in dieser Hinsicht ist er mit der Fakultät verhängt. Mag er oft nicht direkt betroffen sein: die taktischen Ränke, wenn jeweils Lehrstühle der Fakultät oder andere Positionen zu besetzen sind, beeinflussen natürlich das Klima. Doch scheint es da noch Kräfte und Bedingungen zu geben, die von aussen einwirken: siehe die kürzlich gehabte Geschichte um die Verleihung der Ehrendoktorwürde an die frühere Präsidentin des Frauenbundes Anne-Marie Höchli-Zen Ruffinen und an den evangelischen Theologen-Bruder Max Thurian aus Taizé. Die Theologische Fakultät hat fast einhellig die Verleihung befürwortet, und Rom (= ?) will sie stoppen. Interessen, Interessenzentren intern und extern... Die einen glaubten eine ideologische Verschwörung auf seiten Roms zur Massregelung der Theologischen Fakultät aufzudecken, die andern stiessen auf ein unentschuldbares Versäumnis eines Beauftragten, und nicht einmal der Kurie.

Nun hat sich der Fall erledigt. Die Doktorhüte sind vergeben.

Nur helfen alle Erläuterungen nicht darüber hinweg, dass das erst-christliche Anliegen der Gnädigkeit: der vor-rangige Einbezug der real Armen, der real Kleinen, der real Übergangenen aus unserer nächsten Umwelt und aus der Dritten Welt bei Gelegenheiten wie eben gehabt zurückgedrängt wird – wenn auch nicht mit Worten, so doch in der Praxis.

Doch weder Theologie noch Spiritualität können sich flugs über ihr Milieu erheben und so tun, als sei ihnen verheissen, in einer

Idylle zu leben. Es ist an der Fakultät wie überall – in jeder Pfarrei, in jedem Zusammenschluss von Christen innerhalb und ausserhalb der kirchlichen Strukturen, und bei jedem einzelnen Mitglied der Kirche:

Ecclesia semper reformanda!

Manchmal hört man den Vorwurf, es fehle die Liebe zur Kirche. Und auch: die Theologische Fakultät sei schuld, dass nicht mehr Theologiestudenten Priester werden. Das sind Verkürzungen, welche die Wirklichkeit verstellen, Unrecht tun und niemandem helfen. Die spezifische Aufgabe der Theologischen Fakultät betreffs Kirche und Priestertum besteht in der Theo-Logie von Kirche und Priestertum: in der Reflexion über das Wesen der Kirche und über den Dienst des Priesters, im gegenseitigen Zuordnen der verschiedenen Begabungen, Dienste und Ämter in der Kirche, im Erwägen der heute gültigen und der grundsätzlich möglichen Bedingungen zum Priestersein, und – vor und in allem andern! – im Verweilen bei Glauben, Hoffnung und Liebe. Hier liegt schliesslich das kostbarste Vermächtnis unseres Herrn Jesus Christus vor, das Lebensprinzip unserer Kirche. Die Theologische Fakultät braucht keine Werbekampagne durchzuführen; dafür gibt es andere, gewiss notwendige Stellen in der Kirche. Doch ein Priester, ein Christ überhaupt ist nicht ein «Produkt», sondern eine «Frucht». In dieser Perspektive gehört es zur Verpflichtung unserer Fakultät, die obigen Belange herauszustellen. Und es steht uns allen mit der Theologischen Fakultät Verbundenen gut an, wenn wir die Verantwortung dafür gelöster wahrnehmen.

Seit zwei, drei Jahren gibt es bei uns vergleichsweise etwas mehr deklarierte Priesteramtskandidaten (zum Teil sind es Leute mit weltlicher Berufsausbildung), aber nicht in Riesenmengen. Dies wird die Chance der Kirche nicht mindern, Laien mit vollem oder kombiniertem Theolgiestudium zum kirchlichen Dienst willkommen zu heissen. Weder Theologie noch Kirchenpraxis dürfen allein vom Klerus abhängen.

Vor kurzem habe ich den kompetenten Theologen und erfahrenen Geistlichen Mario von Galli gefragt, was das Wichtigste sei für jemand, der sich in der Kirche engagieren will. Seine Antwort: «Er muss ehrlich sein!» Ehrlich heisst allerdings auch kritisch. Unserer Kirche ist weder in Theologie noch in Spiritualität gedient mit einer Scheuklappen-Mentalität. Wenn sich Redlichkeit entfaltet, wird etwas dazukommen: die Selbstlosigkeit, in der es uns wahrhaftig nur ums Reich Gottes geht, wie es im gekreuzigten und auferweckten Jesus Christus auf uns zukommt. Und da haben wir uns alle an die Brust zu klopfen! Vielleicht liegt da der Ausweg aus dem Dilemma der einander bestreitenden theologischen und politischen Anliegen: wir sind eins nicht im Verdienst, sondern in der Schuld. Nicht im Haben, nicht im Sein, sondern im Hoffen und – noch befangen, und wie! – im Jubel darüber, dass die Theologische Fakultät der Universität Freiburg in all ihren Strömungen mit der ganzen Kirche den Zuspruch Gottes verkünden darf und tatsächlich verkündet: *Ich Liebe Dich, Du Welt und Du Mensch!* (Karl Rahner).

Wenn wir uns doch von dieser Gnädigkeit Gottes imprägnieren liessen! Als bisheriger geistlicher Begleiter der deutschsprachigen Theologiestudierenden finde ich, hier sei etwas (auch von mir) Vernachlässigtes zu verstärken; hier sei der Punkt, wo in Theologie und Spiritualität noch eindeutiger und entschiedener aufzutreten sei. Mit klarer Linie – verpflichtend für alle, die andere oder sich auf den kirchlichen Dienst vorbereiten. Klare Linie, aber ohne Sturheit. Nicht bloss, damit bei uns in Freiburg auch für Theologen der Autonomie-Charakter einer Universität gewahrt bleibt, sondern damit uns ein Stück evangelischer Freiheit bleibt. Aus der Glut der Spiritualität heraus. Also sehr verbindlich.

Beten Sie für die Theologie und die Spiritualität an der Theologischen Fakultät Freiburg. Alle hier Tätigen brauchen es. Aber spenden Sie auch am Universitäts-Sonntag. Alle hier Tätigen verdienen es. Als Aufmunterung, die Glut weiter zu entfachen: bei Theologiestudierenden, Theologieprofessoren, geistlichen Begleitern. Mit Konsequenzen für unsere Kirche.

Theologen – Theologie – Spiritualität

Vor ein paar Jahren bin ich als Regens mit einem Studenten unserer Fakultät ins Gespräch gekommen. Er war neu in Freiburg, und da er bei unsern geistlichen Anlässen kaum zu sehen war, habe ich ihn angesprochen, warum er Theologie studiere. Da sagte er: «Mein Pfarrer zu Hause vertritt eine Theologie, die haarsträubend ist. Dem möchte ich beikommen. Aber dies kann ich natürlich nur, wenn ich mich theologisch mit seiner Theologie auseinandersetze. Dann kann ich ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen!»

Er hat es nicht lange ausgehalten im Theologiestudium. Und ich muss sagen: seitdem ist mir so eine Begründung nie mehr begegnet. Im Gegenteil! Manchmal staune ich über die hochherzigen, anspruchsvollen Beweggründe. Jedenfalls wird niemand und kann niemand aus einer negativen Begründung heraus das Studium der Theologie durchhalten. Es setzt voraus, dass jemand innerlich angerührt ist. Im Geist der Theologie. Und das ist der Geist der Auferbauung. Christliche, katholische Theologie ist nur möglich im Glauben, Gottes Geist lenke die Geschichte der Menschen und die Geschicke der Kirche – haarsträubende Theologien und haarsträubende Theologen, Pfarrer und so weiter miteingeschlossen.

Theologie gibt (sich und andern) Rechenschaft über diesen Glauben. Rechenschaft über das unerrechenbare Geschenk des Reiches Gottes, das unserer Welt im Gekreuzigten und Auferweckten eingestiftet ist. Rechenschaft über all das, was in Kirche und Welt der Kritik und Abwehr bedarf, weil es das Wachstum des Reiches Gottes behindert. So muss Theologie im gleichen Geist geschehen, in dem der Glaube lebt. Etwas anderes wäre Theologie ohne Spiritualiät, und das ist ein Widersinn.

Es gibt bei uns keinen Lehrstuhl für Spiritualität. Das ist vielleicht ein Manko. Anderseits macht dieser Umstand deutlich, dass Spiritualität nicht abgesondert von den «normalen» theologischen Fächern doziert werden kann. Kann sie überhaupt lehrmässig doziert werden? Spiritualität als Geist, von dem jemand lebt; als Vor-Einstellung, in der jemand theologisiert; als Haltung, in der jemand seine Verantwortung wahrnimmt; als innerer und äusserer Lebensstil... Spiritualität lebt nicht nur vom Wissen. Sie ist mehr Erfahren als Wissen, mehr Leben als Hirnen, mehr Hoffen als Haben.

Die Theologische Fakultät liefert Impulse dazu. Ich habe schon Vorlesungen gehört, die beste Meditationskost vorlegten. Aber meditieren, aneignen, integrieren, zu Form und Kraft des Alltags werden lassen – das kann nicht die Fakultät für ihre Studierenden tun, das muss der einzelne selber anpacken. Hoffentlich nicht als Vereinzelter. «Der Bruder braucht den Bruder!» sagte Dietrich Bonhoeffer.

Geistliche Begleitung

Als ich vor gut zwanzig Jahren in Freiburg Theologie studierte, wohnten alle Theologiestudenten in «geistlichen» Häusern. Wer Theologie studierte, zählte sich (und wurde von andern gezählt) zu den Priesteramtskandidaten. Ganz vereinzelt fing damals die Entwicklung zum Laientheologen an. Wer nicht zu einer Ordensgemeinschaft gehörte, kam als diözesaner Theologiestudent ins Theologenkonvikt Salesianum. Da wurden wir geistlich geleitet und begleitet: vom Spiritual, vom Regens, von Professoren, und auch von Studentenkameraden. Die «geistlichen Übungen» waren eingebettet in den Tages-, Wochen- und Semester-Ablauf; sie gehörten zum «Pensum» der Theologiestudenten.

Heute sieht es anders aus. Komplexer. Jedenfalls in der deutschsprachigen Abteilung der Theologischen Fakultät. Anders als

in der französischsprachigen Abteilung, die einen geschlossenen Eindruck macht: hier gehört die überwiegende Mehrheit zu den Priesteramtskandidaten und wohnt in einem Seminar oder in einem Ordenshaus. An der deutschsprachigen Abteilung waren im vergangenen Studienjahr 1984/85 218 eingeschrieben (gegenüber 233 an der französischsprachigen Abteilung). Aus Schweizer Diözesen stammten 117 deutschsprachige Theologiestudierende (ohne Doktoranden, Assistenten); 92 davon aus den Bistümern Basel (62), Chur (17) und St. Gallen (13). Unter ihnen sind 30 Frauen. Dazu kommen 25 aus dem Wallis und aus Freiburg. Ein respektables Potential!

Die Beweggründe derer, die nach Freiburg Theologie studieren kommen, sind recht verschieden. Die einen interessiert die Theologie in erster Linie, weil sie grundlegende Fragen der menschlichen Existenz aufnimmt und ernst nimmt. Ob sie von ihr einmal professionell Gebrauch machen wollen, bleibt noch offen. Andere haben durchaus im Sinn, einmal in den kirchlichen Dienst zu treten: als Pastoralassistenten/-innen oder als Priester. Seelsorger zu werden, liegt vielen nahe.

Doch die Differenz zwischen Person und Sache Jesu Christi, dem Vermächtnis an die Kirche einerseits, und anderseits der Unbeweglichkeit von Strukturen und Personen, der ängstlichen Sorge um Positionen unserer Kirche stechen ihnen in die Augen. «Soll ich mich, kann ich mich in einer solchen Kirche engagieren? Wie weit kann ich mich mit ihr identifizieren?» Seit kurzem werden übrigens Bedenken der entgegengesetzten Position laut angemeldet; diesen Leuten sind die Schweizer Bischöfe und ihre Mitarbeiter zu wenig stramm.

Freilich gibt es auch solche, die den Entscheid, sich in der so strukturierten Kirche voll zu engagieren, gefällt haben. Als zölibatäre Priester oder als Pastoralassistenten/-innen. Sie nehmen die Beschränktheit und Sündigkeit der Kirche in Kauf, wie den neueren konservativen und zentralistischen Kurs. Sie werden herausgefordert, und das muss sein. Noch einmal: Ecclesia semper reformanda! Geistliche Begleitung hat dies (wie die Theologie) nicht zu verhindern, sondern zu fördern. Doch hat sie auch einen Lebensraum zu schaffen und zu hüten und zu verteidigen, in dem die Herausgeforderten jeweils zur Erholung kommen können. Mit Beweg-Gründen, wie ihr Meister sie hatte, als er sich zurückzog und Menschen einlud, sich bei ihm zu erholen. Ruhepausen, Oasen inmitten der Herausforderung helfen, die verschiedenen Faktoren miteinander in Beziehung zu setzen: das Evangelium als frohmachende und gleichzeitig herausfordernde Botschaft; das eigene Gewissen mit der unersetzlichen Verantwortung, ob und wie und wo und wofür sich jemand im kirchlichen Dienst engagieren will; die konkreten Erwartungen und Auflagen, die von seiten der kirchlich auch (und schon lange!) Engagierten in der Kirchenleitung und in den Pfarrgemeinden angemeldet werden. Das ist ein Prozess der Spiritualität. Er bedingt viel Zeit, viel Offenheit, Verfügbarkeit, Freiheit. Und vor allem viel Glauben. Glauben, dass sich die verwundete und verschuldete Welt auf die frohe Botschaft der mitverschuldeten und mitgekreuzigten Kirche verlassen darf, wo Gott spricht: *Ich Liebe Dich, Du Welt und Du Mensch.* Da liegt die Glut der Spiritualität. Es ist die Glut, die in der Theologie drin steckt. Und wenn sich auch vieles andere davor und darüber setzt als gescheite oder fromme Vor- und Überbauten in Theologie und Spiritualität – man kann sich in Freiburg an dieser Glut erwärmen! Das neue Studienjahr hat jedenfalls recht verheissungsvoll angefangen.

Regens/Mentor und Mentorteam

Ich bin seit gut sechs Jahren von der Deutschschweizerischen Ordinarienkonferenz angestellt, um die deutschsprachigen Theologiestudierenden – im besondern jene der Bistümer Basel, Chur und St. Gallen – geistlich zu begleiten und um die Verbindung zur Diözese, zum Diözesanregens und zum Diözesanbischof zu unterstützen. Ich suche den Kontakt mit ihnen (und erwarte mehr und mehr, dass sie auch ihrerseits den Kontakt mit mir suchen): an der Universität, im Theologenkonvikt Salesianum, bei ihnen auf der Bude. In persönlicher Begegnung oder bei gemeinsamen Anlässen ist Raum da, um den Fragen ihrer persönlichen Identität nachzugehen, ihren Platz in Kirche und Gesellschaft auszumachen, die Berufsperspektiven zu klären und sie zu einer konkreten Berufsentscheidung zu ermuntern. Die Arbeit des Mentors will da einen Integrationsbeitrag leisten, der sich freilich unbeholfen ausnimmt. Sie versucht den gegenseitigen Meinungsaustausch unter den deutschsprachigen Theologiestudierenden zu fördern. Sie schafft Raum zu gottesdienstlichen Feiern. Sie vermittelt Informationen über die Schweizer Kirche, ihre Geschichte und ihre Institutionen und ermöglicht Begegnungen mit Persönlichkeiten der Schweizer und der Welt-Kirche.

Natürlich passieren diese Dinge nicht nur, wenn der Regens da ist. Brennt die Studierenden etwas auf den Nägeln, tun sie sich spontan zusammen. Vieles klärt und entscheidet sich, wenn sie unter sich sind. Oder im Zusammenhang mit Vorlesungen und Seminarien, wo den Professoren eine gewichtige Stellung zukommt. Oder beim Zusammensein im Konvikt, dessen Atmosphäre Entscheidendes zum Blühen bzw. zum Verwelken bringt. Oder während eines Pfarrei-Praktikums, das vom Pastoralinstitut vor- und nachbereitet wird. Oder in einer Gebetsgruppe. Oder in einem Aktionskreis. Oder in der Basisgruppe, die sich kirchenpolitisch und fakultätspolitisch betätigt. Oder universitätsintern in der Fachschaft.

Dem Regens/Mentor steht ein Beratungsorgan zur Verfügung, das eine Brücke zur Fakultät schlägt. Dazu gehören zwei Professoren (zurzeit der Pastoraltheologe und der Studienberater), ein Assistent und vier gewählte Studierende aus Schweizer Diözesen. Das Mentorteam plant und organisiert Veranstaltungen, um die Zielsetzungen der Mentorarbeit zu realisieren.

Das Theologenkonvikt «Salesianum»

Wer in Freiburg Theologie studiert, ist im Theologenkonvikt Salesianum herzlich willkommen. Der menschliche und geistliche Zusammenschluss im Konvikt dient sowohl dem Austausch über Theologie und Glauben, über Kirche und kirchlichen Dienst, über Gegebenheiten und Herausforderungen der Welt, wie auch der Verankerung des eigenen Standortes und des künftigen Weges im Gebet.

Das Zusammenleben unter den deutschsprachigen Priesteramtskandidaten und Laientheologen soll die gemeinsame Berufung bekräftigen und gleichzeitig den einzelnen auf seinem Weg zum Priester-Sein oder zur Beauftragung als Laientheologe unterstützen.

Für die Frauen besteht zurzeit keine vergleichbare Möglichkeit. Ist es abwegig, den Trend zu «Frauenhäusern» dem Anliegen einer spezifischeren geistlichen Begleitung dienstbar zu machen?

Als Treffpunkt dient das Salesianum allen deutschsprachigen Theologinnen und Theologen.

Die Theologen-Konviktoren haben einen eigenen Rhythmus mit Gebetszeiten, Eucharistiefeiern und Zusammenkünften zu geistlicher Bildung und kameradschaftlicher Begegnung. Ich bin überzeugt: ein paar Jahre materiell und spirituell gemeinsames Leben mit verschiedenartigsten Brüdern unter geistlicher Leitung im grösseren Verband eines Konvikts oder Seminars bleibt unentbehrlich für die Vorbereitung auf einen kirchlichen Dienst.

Aus den Bistümern Basel, Chur und St. Gallen leben bei uns im neuen Studienjahr 1985/86 18 Theologiestudenten, im Walliser Seminar (das leider übers Jahr auszieht und ein eigenes Priesterseminar bezieht) 23 und im Tessiner Seminar 9. Dazu zwei Pallotiner, einige Ausländer und einige Priester, die Regenten oder/und Theologie-

professoren sind. Überdies etwa 30 Nicht-Theologen. Das Haus gehört den Schweizer Bischöfen.

Es wäre verlogen (und sowieso unwirksam; das Salesianum wird ja diskutiert!), wollte ich den Anschein erwecken, das Leben bei uns im Salesianum sei ohne Fehl und Tadel. Menschliche und geistliche Unstimmigkeiten geben uns zu schaffen. Zudem machen die Auseinandersetzungen in der Weltkirche, welche die Theologische Fakultät mitprägen, natürlich vor einem Theologenkonvikt nicht halt. Sollen sie auch nicht. Doch wird es dienlich und nötig sein, dass ein kommender Regens (zusammen mit einer zusätzlichen zweiten Kraft in der Mentoraufgabe und mit der Unterstützung aller im Konvikt Wohnenden) noch bestimmter darauf einwirkt, das Herzstück einer Begleitung und Erziehung auf den kirchlichen Dienst hin – im Konvikt und in der Stadt – sei und bleibe mitten in allen (sowohl in den berechtigten wie in den überbordenden) Bestreitungen der gnädige Zuspruch Gottes: *Ich Liebe Dich, Du Welt und Du Mensch!*

Josef Wick

Institut für Fort- und Weiterbildung der Katecheten

Mit dem gleichen Wort, mit dem seinerzeit François Lachat nach der denkwürdigen Volksabstimmung die Schaffung des Kantons Jura begrüsste, begrüsste am vergangenen Samstag Prof. Albert Gasser anlässlich der Feierlichen Eröffnung des Instituts für Fort- und Weiterbildung der Katecheten (IFOK) Chur das Zustandekommen dieser jüngsten Körperschaft innerhalb der römisch-katholischen Kirche in der deutschsprachigen Schweiz: *Sieg*. Dieses Wort wählte Prof. Gasser als Präsident der Institutskommission, weil dem Zustandekommen des IFOK ein langer und langwieriger Kampf und Auseinandersetzungen vorausgegangen waren, deren Ausgang oft offen war. Jetzt aber erwarte das IFOK, dass es akzeptiert werde, zumal dafür gute Gründe geltend gemacht werden können: Zum einen sei es durch das gegebene Bedürfnis legitimiert, und zum andern werde es von vier soliden Säulen getragen, der Deutschschweizerischen Ordinarienkonferenz (DOK), der Katholischen Landeskirche Graubünden, die die juristische Trägerschaft übernommen hat bzw. unter den gegebenen Umständen übernehmen musste, dem Fastenopfer der Schweizer Katholiken mit der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz (RKZ) und der Theologischen Hochschule Chur, von der die Initiative ausgegangen war und der das neue Institut heute auch zugeordnet ist.

Für Prof. Karl Kirchhofer als Institutsleiter ist der Eröffnungstag nur eine Atempause, weil er sich nun der eigentlichen Aufgabe vermehrt und konsequenter zuwenden will. Angesichts des Wandels des Berufsbildes des Katecheten sei das IFOK eine notwendige, Not wendende Angelegenheit geworden. Seine definierte Aufgabe – die religionspädagogische und pastorale Fort- und Weiterbildung im Rahmen der Konzepte der DOK – nimmt es wahr, indem es Prozesse begleitet und dabei auch Querverbindungen knüpft. Aufbauend auf der Grundausbildung, die die Aufgabe des Katechetischen Instituts Luzern ist, bietet das IFOK in Form von längerfristigen und berufsbegleitenden Kursen und Seminaren Fort- und Weiterbildung an; zudem unterstützt es Anliegen der Fort- und Weiterbildung Katechetischer Kommissionen, Vereinigungen und Verbänden, welche deren Kompetenz und Möglichkeiten übersteigen. Hierbei wie auch bei den Kursen mit ihren abwechselnd zentralen und regionalen Phasen werden auch die Verbindungen zwischen Chur und den einzelnen Regionen gepflegt.

Die Projekte, die das IFOK in die Wege geleitet hat, sind weitgehend Pilotprojekte; so schon das erste, «Religiöse Bildung und Begleitung geistig Behinderter», dessen Berater Jörg Grond, Leiter der Abteilung für geistig Behinderte und der Ausbildung für Früherzieher am Heilpädagogischen Seminar Zürich, ist. Jörg Grond wurde denn auch die Festvorlesung *«Vom Umgang mit geistig behinderten Menschen»* übertragen. Damit wollte das IFOK drei Akzente setzen: die Frage der Glaubensvermittlung an Menschen, die am Rande stehen, herausstellen, das Angewiesensein des Religionsunterrichts auf die Humanwissenschaften veranschaulichen und das erste Projekt des IFOK vorstellen.

Dabei bedachte Jörg Grond nicht nur das Verhalten des einzelnen Nichtbehinderten gegenüber dem geistig Behinderten, das heisst gegenüber dem Mitmenschen, der eine Schwäche der intellektuellen Fähigkeiten hat, sondern auch dessen gesellschaftlichen Bedingungen. Die Ambivalenz und Zwiespältigkeit gegenüber Behinderten lasse sich an der Entwicklung der Einstellung von Eltern eines behinderten Kindes diesem gegenüber erkennen. Eltern sehen zuerst vor allem die Behinderung, die sie als Unheil verstehen, wobei sie dann oft auch die Schuldfrage stellen, nach einem moralischen Versagen fragen. Der Umgang mit dem Kind, Erfahrungen also, kann die Situation ändern, so ändern, dass ein behindertes Kind zur Lebensaufgabe werden kann. Als wichtigste Hilfe wünschen sich die Eltern hierbei vor allem Freunde, die mit ihnen den Weg verbindlich mitgehen.

An einer solchen Biographie ist abzulesen, wie die allgemeine Einstellung zu Behinderten ist: zu negativ und also ein latentes Vorurteil. Dieses umfasst halbbewusste und verdrängte Bilder, beispielsweise Behinderung als Sanktion für Übertretungen (von Verboten bezüglich Körper, namentlich Sexualität). Deshalb kann auch der Glaube erschüttert werden, er kann aber auch als «naiver» Glaube erdulden und ertragen heissen. Vorurteile beziehen sich dann auch auf die Erziehung geistig Behinderter; für Eltern, die im Umgang mit ihrem geistig behinderten Kind einen Lebenswert erkennen und Lebenssinn erfahren, bedeutet das Vorurteil anderer vielfach, einen Schritt in die Einsamkeit zu tun, Konsequenz personhafter Verantwortung.

Woher aber kommen diese tief verankerten negativen Vorurteile? Eine Antwort darauf skizzierte Jörg Grond anhand von Antworten auf die Frage nach dem Lebenswert geistig Behinderter, wie sie zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Umständen gegeben worden sind. Eine Auswertung ergab, dass das konkrete Verhalten geistig Behinderten gegenüber unabhängig ist von materiellem Wohlstand und Stand der Kulturentwicklung, unabhängig auch von Religion, Art der Lebens- und Erwerbsform wie vom jeweiligen politischen System.

Wie gering der Lebenswert des behinderten Menschen in unserer Gesellschaft eingeschätzt wird, veranschaulichte Jörg Grond anhand seiner Gefährdung im Gefolge der pränatalen Diagnostik, die darauf abzielt, das Risiko auszuschalten. Erstens ist die Begründung eines Schwangerschaftsabbruchs im Falle einer zu erwartenden Behinderung verräterisch: das Kind würde eine Belastung, gefährde die Gesundheit der Mutter, weil es zu einer unzumutbaren Belastung würde, und schliesslich sei es nicht therapierbar. Verräterisch seien aber auch die Umstände, unter denen Eltern ihren Entscheid treffen müssen: einerseits hätten die Eltern Vorurteile – siehe oben – und anderseits sei eine Behinderung für den ärztlichen Berater eine gefürchtete Anomalie. Hier würden Vorurteile zu Vorentscheiden, die – unabhängig von der jeweiligen Einstellung zum Schwangerschaftsabbruch – eines sozialen Rechtsstaates unwürdig seien. Ein Schwangerschaftsabbruch würde so nicht nur Recht, sondern insofern sogar Pflicht, als den Eltern beispielsweise vorgehalten würde, ein Austragen eines mongoloiden Kindes sei unverantwortlich.

Im Unterschied dazu hat sich bei uns die Einstellung zur Förderung von geistig Behinderten vor allem in der 2. Hälfte unseres Jahrhunderts wirklich verbessert. Was es also zu verändern gelte, sei das allgemeine Bewusstsein der Öffentlichkeit in bezug auf

geistig Behinderte. Dazu formulierte Jörg Grond abschliessend einige Leitlinien. So gelte es, die Öffentlichkeit für die entsprechenden Einrichtungen zu interessieren, damit sie auch mitgetragen werden. Und neben der professionellen Hilfe bedarf es überhaupt gesellschaftlicher Voraussetzungen, das heisst namentlich der Entwicklung gängiger kollektiver Lebenseinstellungen, die allen soziale Sicherheit zu gewährleisten vermögen. Das setzt voraus, dass alle Formen und Phasen menschlichen Lebens anerkannt werden. So hätten Randständige in unserer Gesellschaft ganz allgemein einen ideellen Aufforderungscharakter: Sie fordern zu einer Änderung der Wertvorstellungen heraus.

In seinem die Feierstunde, zu deren Feierlichkeit der Studentenchor St. Luzi beizutragen wusste, abschliessenden Wort erinnerte der Rektor der Theologischen Hochschule, Prof. Theodor Gregor Bucher, an Entwicklungen im Bereich der Schule, denen auch der Religionsunterricht Rechnung zu tragen habe. Einerseits erfüllen die Katecheten eine Aufgabe, die in der Kirche unserer Zeit unentbehrlich ist; anderseits sollen sie kompetent und freudig an ihre Arbeit gehen können. Das IFOK werde, mit der Unterstützung der Hochschule, einen Beitrag dazu zu leisten sich bemühen.

In der anschliessenden Segensandacht weihte Bischof Dr. Johannes Vonderach das umgebaute Constantineum ein, in dem neben anderen kirchlichen Institutionen auch das IFOK untergebracht ist. Einleitend stellte Dr. Giusep Nay als Präsident der Baukommission diese Institutionen kurz vor: Die Dominikanerinnen des Instituts St. Joseph, Ilanz, die Beratungsstelle für Ehe-, Familien- und Lebensfragen der Katholischen Landeskirche Graubünden, die Caritas Regionalstelle Graubünden-Fürstentum Liechtenstein-Glarus mit ihrem Laotentreff und Fairness-Shop, das IFOK, das Katechetische Zentrum in Graubünden, den Katholischen Frauenbund Graubünden und das Sekretariat des dritten Bildungsweges. Zunächst jedoch skizzierte er den Weg vom alten zum neuen Constantineum, auf dem es viele Hindernisse zu überwinden galt. Dass sie schliesslich alle überwunden werden konnten, ist den Ilanzer Schwestern zu verdanken und auch der Katholischen Landeskirche Graubünden (und hier nicht zuletzt dem Durchhaltevermögen ihres Sekretärs Dr. Giusep Nay!), aber auch dem Domkapitel Chur, das mit einem Beitrag an die Umbaukosten und an die in der Startphase noch nicht überwälzbaren Betriebskosten einsprang. Die Ilanzer Schwestern mussten 1982 mangels genügend eigenem Lehrpersonal das alte Constantineum schliessen; mit der Eröffnung des neuen Constantineums, das nur dank ihrem grosszügigen Entgegenkommen möglich wurde, begann nicht nur für sie eine neue Zeit. Diese wurde in der Segensandacht unter den Schutz Gottes gestellt.

Rolf Weibel

Der aktuelle Kommentar

Ehrendoktorate als Kirchenpolitik

Im Rahmen des Dies Academicus der Universität Freiburg i. Ue. verlieh deren Theologische Fakultät an Frère Max Thurian und an Frau Anne-Marie Höchli-Zen Ruffinen das Ehrendoktorat. Im Vorfeld dieser Ehrung, nach den durch eine gezielte Indiskretion bekannt gewordenen Schwierigkeiten mit ihrer römischen Bestätigung, stand das neue Abkommen für die Theologische Fakultät im Mittelpunkt des Interesses und der nicht besonders würdigen Auseinandersetzungen. Nach der erfolgten Ehrung kann sich das Interesse nun der Sache selbst zuwenden: den Ehrungen und ihren Begründungen, die ihrerseits eine kirchenpolitische Seite haben. Denn Ehrendoktorate wurden und werden – gerade auch von der Freiburger Theologischen Fakultät – nicht nur verliehen, um wissenschaftliche Spitzenleistungen zu ehren, sondern auch um kirchliche Praxis mit ihren theologischen Perspektiven und kirchenpraktischen Orientierungen zu unterstützen.

Mit Max Thurian wurde zunächst der Theologe von Taizé und der Schöpfer der Liturgie von Taizé geehrt. Dass er sich im Geist von Taizé auf die ökumenische Bewegung einliess und dann vor allem der Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung seine theologische Kraft zur Verfügung stellte, war nur folgerichtig. Seine sakramententheologischen Veröffentlichungen der fünfziger Jahre, vor allem «L'Eucharistie, Mémorial du Seigneur, Sacrifice d'action de grâce et d'intercession», brachten ihm auch in der römisch-katholischen Kirche Anerkennung, so dass er als persönlich eingeladener Beobachter am Zweiten Vatikanischen Konzil teilnehmen konnte. In den siebziger Jahren wandte er sich wieder vermehrt den klassischen ökumenischen Fragen zu, und seit 1979 stand er der Kommission vor, der die Schlussredaktion der Konvergenzerklärungen über Taufe, Eucharistie und Amt anvertraut war. Mit der Ehrung dieses Theologen verbindet die Fakultät ausdrücklich ein kirchenpraktisches Anliegen, nämlich die Unterstützung des ökumenischen Engagements, das heute einer neuen Ermutigung bedarf: «Wenn die christlichen Gemeinschaften sich stärker vom Denken Max Thurians anregen lassen, kann man hoffen, dass die ökumenische Bewegung uns zu dem Ereignis hinführen wird, das Papst Paul VI. als das grösste des 20. Jahrhunderts bezeichnet hat: die Wiedervereinigung aller Glieder der einen Kirche des Herrn.»

Mit Anne-Marie Höchli-Zen Ruffinen wurde die Frau geehrt, die den Schweizerischen Katholischen Frauenbund (SKF) in einer äusserst herausfordernden Phase als Zentralpräsidentin geleitet hat. Dabei zielte ihr Anliegen, wie die Fakultät erklärt, «immer wieder dahin, eine bewusstere Mitarbeit der Laien in der Kirche zu fördern und der weiblichen Stimme in Kirche und Staat vermehrt Gehör zu verschaffen und die Denkweise der Frauen und ihre Prioritäten gleichwertig ins Ganze einzubringen». Dieser Sinn fürs Ganze zeigte sich auch im praktischen Vorgehen: «Die Auseinandersetzung mit politischen Fragen und das soziale Engagement haben zu vielseitigen Querverbindungen des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes zu anderen Organisationen und zur Zusammenarbeit mit den verschiedensten Gremien im gesellschaftlichen und kirchlichen Umfeld geführt, wodurch sich das Wirken des Frauenbundes nach innen und nach aussen ausgeweitet hat.» Welches kirchenpraktische Anliegen die Fakultät mit der Ehrung der ehemaligen Zentralpräsidentin des SKF verbindet, wird nicht ausdrücklich gesagt, ist aber aus ihrer Begründung ersichtlich. Sicher ist sie eine Anerkennung und Unterstützung der Laienarbeit in der Kirche – und nicht nur «der Mitarbeit der Frau und der Frauenorganisationen», wie der SKF in seinem Pressecommuniqué erklärt; und sie ist gewiss auch eine Ehrung nicht nur der ehemaligen Zentralpräsidentin, sondern auch der Frauen, die damals ihr zur Seite standen – war es doch geradezu ein Charisma Frau Höchlis, Qualitäten anderer Frauen zu entdecken, zu fördern und zum Wohl des Ganzen einsetzen zu können – May Guldimann, Cécile Birvé, Doris Weber, Yvonne Darbre und viele andere. Diese Ehrung kann auch gelesen werden und – wie Erkundigungen zuständigenorts ergeben haben – darf auch gelesen werden als Ermutigung für die heutige Leitung des SKF, auch in den späten achtziger Jahren die Zeichen der Zeit unvoreingenommen wahrzunehmen und mutige Schritte zu tun. Der heutige Zustand des Schweizer Katholizismus hätte beispielsweise den Willen zu Querverbindungen, den die Fakultät bei Frau Höchli rühmt, dringend nötig. Der SKF hingegen scheint zurzeit mehr auf Eigenständigkeit

als auf Zusammenarbeit zu setzen. Wo von wirklicher Betroffenheit ausgegangen wird, vermag eine Zusammenarbeit die Identität der Zusammenarbeitenden nicht zu gefährden, wohl aber ihre Ressourcen zur Bewältigung eines Problems zu mobilisieren. Eine Mobilisierung seiner knappen Ressourcen hätte der Schweizer Katholizismus aber nötig. Gerade wieder in diesen späten achtziger Jahren! *Rolf Weibel*

Pastoral

Am Rand der Gesellschaft

Jemanden an den Rand zu schieben ist einfach. Ungemein schwieriger wird es, selber am Rand leben zu müssen. Es sollte uns deshalb als Christen nicht gleichgültig sein, dass es überall «Ausgestossene» gibt, denen die Herzen ihrer Mitmenschen verschlossen bleiben.

Wer sind sie – die Aussenseiter?

Manche von ihnen sind durch eigene Schuld, die meisten aber durch das Schicksal an den Rand der Gesellschaft gedrängt worden. Immer leiden sie jedoch unter ihrer Einsamkeit. Sie fühlen sich übergangen, nicht ernst genommen, ungerecht behandelt.

Es kann sich um Kinder handeln, die lieblos behandelt oder von ihren Eltern einfach im Stich gelassen werden.

Es können Gewissensgefangene sein, die zu Staatsfeinden erklärt oder als psychisch Kranke interniert und gequält werden.

Die geistig oder körperlich Behinderten sind hier zu nennen, die zwar materiell versorgt werden, aber seelisch verkümmern.

Es gibt Alterskranke, die wie Unmündige behandelt oder gar ausgelacht werden.

Es gibt die wachsende Zahl von Drogenabhängigen, die sich mit zunehmendem körperlichem und geistigem Verfall von der Gesellschaft absondern. Nicht zu vergessen sind die sogenannten «Pechvögel», mit der ihnen eigenen Fähigkeit, jede angebotene Chance zu verpatzen.

Schliesslich denken wir an jene Gläubigen, die innerhalb der Kirche zu Aussenseitern abgestempelt werden. Mit Erstaunen lesen wir etwa folgende Aussage eines spanischsprechenden katholischen Priesters vom Jahre 1985: «Wir hatten nie unsere eigenen Priester, auch in den Ursprungsländern nicht. Das geht weit zurück in die Geschichte: Indios und Mestizen konnten nicht Priester werden. Und es setzte sich so fort in den USA. Bis in die allerjüngste Zeit gab es Priesterseminare, die keine Mexikaner aufnahmen. So war es dann auch in den Pfarreien: Die Gemeinde bestand aus Mexikanern, aber der Priester war Spanier oder Ire oder Deutscher.»[1]

Ob schuldig oder unschuldig, irgendwie gleichen diese Menschen alle jenem Manne, der auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber fiel: «Sie plünderten ihn aus und schlugen ihn nieder; dann gingen sie weg und liessen ihn halbtot liegen.»[2] Es geht um Hilfsbedürftige, die jeder gern dem andern überlässt, um sich selber keine Last aufbürden zu müssen. Oder – das kann noch verletzender wirken – es handelt sich um Mitmenschen, die man unter Anspruch auf die eigene Überlegenheit glaubt zeitlebens bevormunden zu müssen.

Eine Basishilfe für alle Betroffenen

Es gibt schlechterdings keine allgemeingültigen Rezepte, um einer so vielgestaltigen Not mit Erfolg auf den Leib rücken zu können. Wohl aber können wir als Christen auf religiöser Ebene das leisten, was ich «Basishilfe» nennen möchte: Es ist das fürbittende Eintreten für alle, die unter ihrer Aussenseiterlage leiden. Als konkrete Ziele solcher Fürbitte lassen sich nennen: Wecken des Glaubens an die eigenen Kräfte, Wecken des Sinnes für Solidarität, Wiederentdeckung des persönlichen Glaubens an einen lebendigen Gott. Gewiss ist damit das Feld der Hilfsmöglichkeiten keineswegs abgedeckt. Doch zeigt uns die Erfahrung christlicher Basisgemeinden, dass ohne gemeinsames Beten kein gesellschaftlicher Wandel zustande kommt, der gleichzeitig wirksam *und* gewaltlos ist. Unter dieser Rücksicht gesehen kann die Fürbitte für Aussenseiter nicht als sinnlose Alibiübung betrachtet werden. Bereitet sie doch jenes Terrain vor, auf dem eine Fülle von Initiativen entstehen können. Zudem ist solches Fürbitten jedermann möglich, unabhängig von Alter, Gesundheit oder finanzieller Lage. Fürbitte kann ausserdem nicht nur das Bewusstsein dessen ändern, für den man betet; sie verändert auch den Beter selbst, der damit über sein Eigeninteresse hinauswächst.

Die Helfer als Beschenkte

Gebet ist ein Mittel, in dem sich die Dynamik des Heiligen Geistes manifestiert. Es führt sowohl zu einer wachsenden Begegnung mit Gott als auch mit dem Nächsten. Mehr und mehr lässt uns sein Schicksal nicht mehr in Ruhe. Es wird zu einer Frage an uns selbst, unseren gemächlichen, vielleicht allzu bequemen Lebensstil. Wir werden auf eine Not aufmerksam, an der wir bisher einfach vorbeigesehen haben. So gehen uns in einem guten Sinn «die Augen auf».

Wo das Auge wach geworden ist, wird sich auch die Hand regen. Niemand kann alles, aber alle können ein weniges tun. Glücklich, wer sein persönliches Charisma des Helfenkönnens entdeckt! Kreativität hat nicht nur im profanen, sondern auch im religiösen Bereich einen hohen Stellenwert. Und wer könnte uns mehr dazu anregen als der Schöpfer-Geist?

Jeder Mensch, der gesellschaftlich Integrierte wie der Aussenseiter sehnt sich danach, bejaht, anerkannt und geliebt zu werden. Wo der am Rand Stehende solche Liebe erfahren darf, kann er am ehesten den Weg zurück in die Gesellschaft finden.[3]

Markus Kaiser

[1] Interview mit Virgil Elizondo in Orientierung Nr. 20, 49. Jg., 31.10.1985, S. 215.

[2] Lk 10, 30.

[3] *Gebetsmeinung für November:* «Für alle, die ungerechterweise an den Rand des Lebens gerückt werden und darunter leiden.»

Hausgebet im Advent – eine pastorale Chance

Für mehr als $^2/_3$ der jungen Eltern ist die religiöse Erziehung ihrer Kinder ein grosses Anliegen: Das ist eine der Folgerungen aus der Umfrage, die das Schweizerische Pastoralsoziologische Institut bei 2510 Eltern im Jahre 1984 in 72 Pfarreien der deutschen Schweiz durchführte. Eine nicht zu unterschätzende Chance, dieses Anliegen in der Pfarrei ernst zu nehmen, bietet das Hausgebet im Advent 1985 «Wir haben seinen Stern gesehen» (Mt 2,2). Die bereits vorliegenden Bestellungen von 200000 Exemplaren sind ein Hinweis darauf, dass Seelsorger sowie Frauen- und Müttervereine, die erstmals ein Probeexemplar bekamen, spüren, dass das Hausgebet viele Familien veranlassen könnte, sich neu um das Beten zu bemühen oder aber mutig einen neuen Anfang zu versuchen.

Die Frauen und Männer, Mütter und Väter, Laien und Priester der Arbeitsgruppe hatten denn auch folgende pastorale Situation vor Augen: Es gibt Familien, die ihr Leben bewusst aus dem christlichen Glauben gestalten; es gibt aber auch viele, die kein kirchliches Leben mehr vollziehen; beide Gruppen haben aber ein gewisses Interesse für die religiöse Erziehung ihrer Kinder.

Damit die Seelsorger möglichst viele geeignete Impulse in Gesprächen, Religionsunterricht, Pfarrblatt und Predigt geben können, ist es wichtig, die Überlegungen zu kennen, die die Arbeitsgruppe «Hausgebet» gemacht hat.

A. Licht und Stern: Wegbegleiter

Zwei Symbole von tiefer Bedeutung sind Leitmotiv des Hausgebetes 1985: Licht, das

bevorzugte Symbol für Immaterialität, Geist und Gott; Stern, das Symbol für das die Finsternis durchdringende, geistige Licht. Beide Symbole wollen alle, die das Hausgebet während der ganzen Adventszeit pflegen, begleiten; aber noch mehr: Licht und Stern leuchten auch am Heiligen Abend, auf den die Adventszeit hinführt, und darüber hinaus weiter in die Weihnachtswoche und in den Beginn des Jahres 1986.

Stern und Licht sind ständige Wegbegleiter. Auf sie ist anhand des «Bibeltextes» und der «Besinnung» in jeder Woche aufmerksam zu machen. Aber nicht bloss durch Texte, sondern auch durch Tun ist dies zum Ausdruck zu bringen. Der Stern soll beim Aufstellen der Krippenfiguren stets eine Rolle spielen. Als Beispiel soll der Ablauf dienen, wie er in Kursen im Bildungszentrum Matt der Frauen- und Müttergemeinschaften in Schwarzenberg vorgeschlagen wird:

In der ersten Adventswoche werden Maria und der Verkündigungsengel am Ort aufgestellt, wo an Weihnachten die Krippe zu stehen kommt. Maria wendet sich dem Stern zu. So wird ihre Bereitschaft das Licht zu suchen und aufzunehmen ausgedrückt.

In der zweiten Adventswoche soll die Wegbereitung mit der Gestalt Johannes des Täufers auf Weihnachten hinweisen. Er ist gleichsam der Vertreter des «Volkes, das im Dunkeln lebt und ein helles Licht sieht» (Is 9,1). Er ruft auf, wie das Bild im Hausgebet zeigt, aufzubrechen. Der Stern zeigt den Weg.

In der dritten Woche steht die Begegnung von Maria und Elisabeth im Vordergrund. Über ihrem Zusammenfinden steht der Stern und weist hin auf das Wirken Gottes in ihnen. «Als Elisabeth den Gruss Mariens hörte, bewegte sich das Kind in ihrem Leibe» (Lk 1,41).

In der vierten Adventswoche wird die Herbergsuche dargestellt. Maria und Josef sind auf dem Weg nach Bethlehem. Der Stern wird zum Weihnachtsstern. Auch die Hirten und Könige brechen auf zum Licht und folgen dem Stern.

B. Pastorale Leitlinien

1. *Beten ist nicht bloss sprechen von Texten*

Besonders, wenn Kinder zu einer Gebetserfahrung geführt werden sollen, darf sich das nicht auf Sprechen von Texten oder gar Auswendiglernen von Gebeten beschränken. Deshalb ist es entscheidend, auf die Vielfalt der Elemente im Hausgebet aufmerksam zu machen, nämlich auf: die Bilder, die Geschichte zur Hinführung auf die Thematik, die Weihnachtsgeschichte für Kinder, die Bibeltexte, die Besinnungstexte, die Gebete, die Lieder und die Anregungen zum praktischen Tun.

2. *Biblische Botschaft im Zentrum*

Wie ein roter Faden durchzieht das ganze Hausgebet die biblische Botschaft. Dabei sind Texte sowohl aus dem Alten wie aus dem Neuen Testament genommen. Es sind in der Regel kurze Texte, damit es leicht ist, diese zu wiederholen und sich einzuprägen. Auf diese Weise soll dem Wort Gottes das Gewicht gegeben werden, das ihm zukommt.

3. *Vom Brauchtum ausgehen und es vertiefen*

Selbst in Familien, in denen Kinder mit christlichem Gedankengut nur ganz oberflächlich oder gar nicht mehr vertraut werden, hat sich der Brauch erhalten, an Weihnachten einen Baum und eine Krippe aufzustellen. Das Hausgebet 1985 knüpft bewusst an solchem Brauchtum an und führt es weiter. Deshalb werden bereits nach dem ersten Teil der Weihnachtsgeschichte Kinder angeregt, ihre Mutter zu fragen, ob sie die Krippe für Weihnachten hervorholen und bereitstellen dürfen.

Wichtig erschien der Arbeitsgruppe die Gestaltung des Heiligen Abends. Unter dem Thema «Licht finden» sind der passende Bibeltext, Lieder, eine Besinnung und die Weihnachtsgeschichte angeführt. Alles Elemente, die im Familienkreis bei der Weihnachtsfeier zuhause benützt werden können. Damit möchte man vom blossen Geschenke-Öffnen wegkommen und diesem in den Familien verwurzelten Fest seinen christlichen Gehalt zurückgeben.

4. *Ereignisse im eigenen Leben ernstnehmen*

Für unsern Glauben ist es entscheidend zu erfahren: Mein Leben ist schon immer Geschichte, die Gott mit mir schreibt. Es geht darum, die eigene Lebensgeschichte als Glaubensgeschichte zu identifizieren. Diesem Ziel gilt die Anregung im Hausgebet (2. Woche): «Greifen Sie auf Ihre ‹Sternstunden› zurück: Fotos, die entscheidende Erlebnisse und Eindrücke festhalten; Briefe, die ihnen liebgeworden sind; Ort, wo sie wieder ‹aufgestellt› werden...» Ein Gedankenaustausch über solche Fotos, zum Beispiel die Taufe, oder ein solcher Brief kann zu einem eigentlichen Glaubensgespräch führen. Der Besuch eines solchen Ortes kann zu einem adventlichen Besinnungsgang werden.

5. *Feste ausklingen lassen*

Es gehört wohl zu den Krankheiten unserer Zeit, keine Zeit mehr zu haben und selbst Feiern wie Weihnachten möglichst «rasch hinter sich zu bringen». Um dem entgegenzuwirken und das Weihnachtsfest ausklingen zu lassen, aber auch auf den zweiten Höhepunkt des Weihnachtsfestkreises hinzugehen, nämlich die Erscheinung des Herrn, enthält das Hausgebet 1985 unter der Thematik «Im Licht sein» den 5. Teil der Weihnachtsgeschichte für Kinder, einen Bibeltext, einen Hinweis auf die Sternsinger und die Haussegnung.

6. *Christliche Botschaft in die Öffentlichkeit bringen*

In unserer Gesellschaft wird es immer schwieriger, Glauben weiterzugeben und christliche Grundwahrheiten auch öffentlich zu bezeugen. Ein Weg, dies trotz aller Hemmnisse zu versuchen, ist die Pflege christlichen Brauchtums. Deshalb hat die Arbeitsgruppe im Zusammenhang mit dem Hausgebet einen Faszikel «Sternsingen» herausgegeben. Eine spannende Geschichte, verfasst von Pfarrer Paolo Brenni, führt in diesen Brauch ein. Praktische Anweisungen, wie ein solches Sternsingen vorbereitet und durchgeführt werden kann, hat die Pfarrei Sins geliefert; dies aufgrund der Erfahrungen, die die dortige Jungwacht gemacht hat.

C. Einladen – hinführen – begleiten

Religiöse Erziehung, Aufnahme christlicher Kernwahrheiten, Frage christlichen Brauchtums und Vertiefen der Gebetshaltung sind Vorgänge und Prozesse, zu denen immer wieder neu eingeladen und hingeführt werden muss. Grundlage dazu ist selbstverständlich das Hausgebet im Advent 1985. Das genügt aber nicht. Es gilt, die Eltern selber anzuregen, geeignete Wege zu suchen. Deshalb scheint es mir sinnvoll, zu Gesprächsrunden, zum Beispiel zwischen Müttern und Kindern, einzuladen. Ausgangspunkt können obige Ausführungen sein. Die Begleitung könnte darin bestehen, dass erste Erfahrungen bekannt gemacht werden, zum Beispiel im Pfarrblatt oder in der Predigt. Als Anstoss hat sich in den letzten Jahren eine Information und die Abgabe des Hausgebetes im Religionsunterricht bewährt. So könnte zum Beispiel eine Aussprache mit Schülerinnen und Schülern über die von Christa Mosele-Isler so gut gestalteten Bilder Anstoss geben, das Hausgebet zuhause zu benützen. Zu den Bemühungen, das Hausgebet zu begleiten kann auch das Einüben des Liedes «Mache dich auf und such das Licht» durch den Kirchenchor oder eine Schulklasse gezählt werden. Ein eindrücklicher Hinweis ist ebenfalls das Aufbauen der Krippe in der Kirche während der Adventszeit. Warum könnte nicht der Stern zusammen mit dem Adventskranz in der Kirche aufgemacht werden?

Die Arbeitsgruppe bittet

Erneut durfte die Arbeitsgruppe erfahren, wie wertvoll Reaktionen, ganz besonders kritische, sind. Es wäre daher eine grosse Hilfe für die Fortsetzung dieser Arbeit, wenn Seelsorger selber an die *Arbeitsgruppe Hausgebet, Postfach 704, 8025 Zürich*, schreiben oder andere bitten, sich zu äussern. *Max Hofer*

Berichte

«Einstellungen zum Tod»

Im Festvortrag anlässlich der Eröffnung des Studienjahres 1985/86 der Theologischen Fakultät Luzern setzte sich der Dogmatiker Gisbert Greshake (Freiburg i. Br.) mit «Einstellungen zum Tod in heutiger Gesellschaft und christlichem Glauben» auseinander. In der dem Festakt vorangegangenen Eucharistiefeier in der Jesuitenkirche legte Generalvikar Dr. Anton Cadotsch das Gleichnis vom Wachsen der Saat (Mk 4,26–29) aus: Jesus spricht hier seinen Glauben aus, dass Gott selber das Gottesreich voranbringt. Dieser Glaube sei heute, zwanzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, eine besondere Herausforderung: Im Sinne und mit den Worten Papst Johannes' XXIII. sollen wir nicht wieder die Haltung von Unglückspropheten einnehmen, sondern Gelassenheit und Zuversicht an den Tag legen. Dem (vor)markinischen Gleichnis setzte Anton Cadotsch die französische Erzählung vom Mann mit den Bäumen an die Seite: Der Schafhirte, der unverdrossen auf Zukunft hin seine Bäume pflanzt und schliesslich erreicht, dass die Einöde wieder bewohntes Land werden kann. Beide Haltungen hätten Studenten und Dozenten nötig: «Wenn ich es nicht mache, wird dann nicht noch mehr verdorren?» – «Wenn ich das Meine tue, ist es Gott selber, der wachsen lässt.»

In seiner Begrüssung der grossen und illustren Gästeschar erinnerte der Rektor der Fakultät, Prof. Eduard Christen, an Höhepunkte des vergangenen Studienjahres, und er teilte auch einige Zahlen des neuen Studienjahres mit: die Fakultät zählt in diesem Semester 169 Studenten (davon sind 21 Doktoranden und 28 Erstsemestrige), das Katechetische Institut zählt 58 Studenten.

Entscheidungen

Mit dem Hinweis, dass der Tod eine allgegenwärtige Macht sei, an der sich die Geister scheiden und entscheiden, führte Gisbert Greshake in die Thematik seines Festvortrages ein. In einem ersten Teil stellte er vier Antworten auf das Phänomen des Todes vor, die sich in der heutigen Gesellschaft finden und an die er jeweils kritische Rückfragen formulierte.

Eine erste Antwort ist die *Verdrängung,* das Nicht-wahrhaben-Wollen: Die Erfahrung mit Sterben wird gar verunmöglicht. Wo aber der Tod verdrängt wird, wird das Leben zutiefst inhuman. Denn erstens gibt erst der Tod dem Leben seinen Ernst und seine Verantwortung, indem er mit dem Ganzen des Lebens konfrontiert und Sinn für letzte Entscheidungen weckt. Zweitens konfrontiert der Tod mit der Einmaligkeit des Lebens: er kann sowenig ausprobiert werden, wie das Leben ausprobiert werden kann: Das Leben ist der Ernstfall (todernst) und nicht unverbindliches Spiel, in dem nichts Gewicht hat.

Eine zweite Antwort ist die These vom *natürlichen Tod:* Der Tod entspreche dem Menschen, sei natürlich, weil der Tod neuen Lebensgestalten Platz mache, Platz machen müsse. Der Tod stehe ausserhalb des Lebens, und dieses gelte es auszuschöpfen. Mit Epikur werde gesagt: Die Todesfurcht als grösstes Hindernis für das Leben müsse überwunden werden. Überdies werde der natürliche Tod als gesellschaftliches Programm verstanden: Man müsse sich dafür einsetzen, dass der Tod tatsächlich als natürlicher Tod erfahren werden könne. An diese These stellte Prof. Greshake die Frage: Ist hier der Tod in allen seinen Aspekten wahrgenommen? Ist erstens das Sehnen des Menschen nach äusserster Glückerfüllung eine Illusion oder nicht doch ein Hinweis darauf, dass in einem Menschenleben nicht alle Sehnsüchte ausgeschöpft werden können? Der Tod kommt immer zu früh, das Leben ist immer zu kurz, um vollendet sein zu können. Zweitens ist der natürliche Tod heute der künstlichste Tod, weil er durch die Medizin ermöglicht wird, die das Leben möglichst verlängern will, die möglichst viel Leben abtrotzt. Und drittens ist es problematisch, den Tod als Schlusspunkt gleichsam ausserhalb des Lebens erfassen zu wollen, greift er doch in vielerei Gestalt in das Leben selber ein – vom Abschiednehmen über Krankheit bis zum Tod des anderen. So ist auch die Angst vor dem Tod keine Illusion, ist er doch mitten im Leben.

Eine dritte Antwort ist das *marxistische Todesverständnis,* das auf Feuerbach zurückgeht: Das Ganze ist unsterblich, im Tod wird das individuelle Gattungswesen der Gattung wieder eingefügt. Ohne Jenseitsperspektive transzendiert das Einzelwesen auf die Gesellschaft: das Individuum muss sich hingeben, es gibt keine persönliche Hoffnung, so dass der individuelle Tod nur für Egoisten eine Katastrophe ist. An dieses Todesverständnis formulierte Prof. Greshake als Rückfragen: Kann die Gesellschaft, die doch kontingent ist, überhaupt Zielpunkt der Transzendenzbewegung sein? Hat Sterben – wenn man an das sterbende, leidende, behinderte Leben denkt, das sich für andere gar nicht hingeben kann – dann überhaupt noch Sinn? Und wo ist – denkt man an den Stellenwert von Emanzipation und Freiheit im Marxismus – die befreiende Antwort auf die Frage des Todes, und wo die Solidarität mit den Leiden der Vergangenheit?

Eine vierte Antwort versteht den Tod als Durchgangsstadium: *Die unsterbliche Seele* geht unversehrt durch den Tod hindurch. Diese philosophische Unsterblichkeitslehre beruft sich auf Phänomene einer Lebensmacht im Menschen: sein Verantwortungsbewusstsein, sein wesenhaftes Fragen nach Sinn, seine Ausrichtung auf Freiheit, Glück und Zukunft. Und weist die schmerzvolle Erfahrung von Grenzen nicht über die Grenze hinaus (der Mensch ist von der Unsterblichkeit berührt)? Auch diese vierte Antwort ist für Prof. Greshake ungenügend. Denn einerseits ergibt sich aus ihrer Argumentation nur eine Wahrscheinlichkeit, und anderseits hat mit ihr nur *etwas* im Menschen, nicht aber der Mensch als ganzer Hoffnung.

In einem zweiten Teil, der infolge der fortgeschrittenen Zeit recht knapp ausfiel, stellte Prof. Greshake dar, was der christliche Glaube zu Tod und Hoffnung über den Tod hinaus zu sagen hat. Aufgrund der ältesten biblischen Zeugnisse könne gesagt werden: die Hoffnung entspringt nicht im Menschen, sondern in Gott und im Gottesverhältnis des Menschen, das heisst in der Treue Gottes zum Menschen. Auch für Jesus gehört der Mensch und seine Auferstehung in die Selbstdefinition Gottes (Lk 20,27–40). Was aber, wenn der Mensch zu Gott nein sagt, ist er dann dem Tod überantwortet? Das äusserste Nein des Menschen ist das Kreuz, und angesichts der Auferstehung ist das Kreuz nicht das letzte Wort. In Jesus Christus ist Gott in den Raum des Todes eingetreten, und das Ja Gottes triumphiert über jedes Nein des Menschen. Die christliche Hoffnung baut nicht auf die unsterbliche Seele, sondern auf das Ja Gottes zum Menschen, auf seine auferweckende Macht. Mit der Auferstehung Jesu ist nichts ohne Sinn, nichts vergebens.

Diese christliche Hoffnung ist ein *universaler Sinnentwurf,* den man antizipierend realisieren muss, das heisst, der sich bewähren muss, den man nicht argumentieren kann. Die Bewährung besteht in der Antwort auf die Frage: Welcher Sinnentwurf erschliesst oder ver-schliesst menschliche

Wirklichkeit, welcher macht das Leben menschlicher? Denn ein Sinnentwurf muss tragen können, der Wirklichkeit möglichst gerecht werden.

Bevor Erziehungsdirektor Dr. Walter Gut das neue Studienjahr für offiziell eröffnet erklärte, brachte er den Stolz von Volk und Stand Luzern auf die Theologische Fakultät zum Ausdruck. Er erinnerte an die neue Hochschulvereinbarung und merkte in diesem Zusammenhang an, dass die Bundesleistungen an die Hochschulen in Anbetracht ihres nationalen Interesses zu gering (geworden) seien. Im Blick auf die Theologische Fakultät hob er zudem hervor, dass unter den vom Schweizerischen Wissenschaftsrat definierten Zielen der Forschungspolitik die Sinnfrage als prioritär bezeichnet wird. Die Wünsche an die Fakultät schliesslich stellte er in den Rahmen des Anliegens, das er als «Integration» bezeichnete. Im Staat Luzern gelte es im Blick auf das 600-Jahr-Jubiläum sich um Integration zu bemühen, in der Kirche gehe es um die Einheit der Theologie - bei aller Spezialisierung - und um die Einheit des Glaubens in einer Grundeinstellung. Der einzelne schliesslich könne mit seinem Verhalten zur Integration beitragen, insofern Provokation allein noch nicht integriere. *Rolf Weibel*

Wo steht die «Junge Gemeinde»?

«Es ist nicht wichtig, alles unter einen Hut zu bringen; wichtig ist, gemeinsam am gleichen Strick zu ziehen.» Dieser Satz, der vor einem Jahr im «vorläufigen Porträt» der Jungen Gemeinde (JG) stand, hat offenbar nichts an Aktualität eingebüsst. Wie die Bundesleitung der JG am 12. November in Zürich an einer Pressekonferenz betonte, hat sie auch zwei Jahre nach ihrer Gründung die Absicht beibehalten, «möglichst wenige, aber dafür hilfreiche Strukturen» zu schaffen. Ihr Hauptanliegen ist die «Vernetzung» der vorhandenen Jugendgruppen, ohne ihnen ihre Autonomie zu nehmen.

Bundesleiter Röbi Knüsel erinnerte daran, dass der «Verbandsgedanke» den heutigen Jugendlichen fremd ist. Dies zeigt sich darin, dass nur sehr wenige Gruppen - vielleicht fünf oder sechs - die Etikette «Junge Gemeinde» tragen. Viele andere aber schicken Mitglieder an Kurse der JG, haben ihre Zeitschrift «läbig»[1] abonniert oder lassen sich sonstwie von ihr inspirieren.

Prinzipiell wächst die JG von unten nach oben. Die fünf Mitglieder der Bundesleitung in Zürich schwärmen nicht aus, um neue Gruppen zu gründen. Sie bestimmen auch nicht, wer zur JG gehört. Die Initiative muss von der Basis selber ausgehen: «Mitglied wird man, wenn eine Jugendgruppe uns sagt, sie möchte zu uns gehören.»

Ein Zwischenglied zwischen den einzelnen Gruppen und der Züricher Zentrale sind die Kantonalleitungen. Sie sind ein Ausdruck dafür, dass die Jugendlichen Kontakte über die Grenzen ihrer Pfarrei hinaus suchen und von dort Impulse für ihre eigene Arbeit erhalten wollen.

Was will die JG?

Aufhänger für die Züricher Pressekonferenz war der Adventskalender 85 mit dem Thema «mache dich auf»[2]. Wie Georges Berli von der Bundesleitung erläuterte, ist sein Aufbau ein Spiegelbild der Absichten, welche die JG verfolgt. Demnach ist ein erster Ausgangspunkt die Suche der Jugendlichen nach der eigenen Identität. Sie müssen ihren «Kern» finden. Entgegen landläufiger Meinung ist dieser Kern, der in jedem Menschen steckt, von Natur aus gut. Berli wies auf die christliche Glaubensaussage hin, wonach jeder Mensch ein Abbild Gottes ist.

Während in einem ersten Sinn das Motto «mach dich auf» ein Sich-Öffnen bedeutet, heisst es in einer zweiten Bedeutung: sich auf den Weg machen. Die JG möchte demnach den Jugendlichen helfen, nicht stehenzubleiben, sondern sich für einen Weg zu entscheiden. Wer die Bindungsunfähigkeit vieler junger Menschen kennt, weiss, wie wichtig dieser Aspekt ist.

Schliesslich geht es der JG in einem dritten Ansatz darum, die Jugendlichen zu ihrer Umwelt und ihren Mitmenschen hinzuführen. Sie lässt sich in diesem Aspekt, der gesellschaftliche und politische Dimensionen hat, von den Seligpreisungen leiten. Alle Menschen sollen aufrecht gehen und ihre Würde leben können.

Kirchlich?

Im Unterschied etwa zu den Jugendverbänden der Bundesrepublik Deutschland, die in einem fast dauernden Clinch mit der Bischofskonferenz stehen, weiss sich die Deutschschweizer JG von einem «rechten Goodwill» der Kirchenleitungen getragen. Röbi Knüsel erwähnte in diesem Zusammenhang das rege Interesse des DOK-Delegierten Max Hofer an ihrer Arbeit.

Der Bundesleiter unterstrich, dass es der JG darum geht, «von innen heraus Kirche mitzugestalten und zu prägen». Sie kann in diesem Rahmen «sehr autonom» arbeiten. Knüsel ist sich aber bewusst, dass Konflikte entstehen könnten, wenn die JG zu provokativ würde. Dann würde ihr wahrscheinlich bald einmal von den staatskirchlichen Organen der Geldhahnen abgestellt.

Die JG sieht sich nicht nur einem amtskirchlichen Goodwill gegenüber. Ebensogross ist der Erwartungsdruck, sie könnte junge Menschen (wieder) an die Kirche binden. Dazu Röbi Knüsel: «Wir können nicht Jugendgruppen und lebendige Pfarreien herbeizaubern. Wenn uns das mangelnde Interesse vieler Jugendlicher an der Kirche vorgeworfen wird, verweisen wir darauf, dass auch viele erwachsene Christen sich nicht mehr mit der Kirche identifizieren.» *Walter Ludin*

[1] Im Verlauf der Pressekonferenz beklagte sich die Bundesleitung darüber, dass nur etwa 25 Pfarreien von der Möglichkeit Gebrauch machen, die Zeitschrift «läbig» durch ein kollektives Abonnement ihren Jugendlichen zu vermitteln.

[2] Zum Adventskalender siehe SKZ 46/1985, S. 700.

Generalkapitel der Schwesterngemeinschaft SLS

Die Schwesterngemeinschaft des Seraphischen Liebeswerkes Solothurn, die letztes Jahr ihr 60jähriges Bestehen feiern konnte, ist in der ganzen Schweiz tätig und hat Niederlassungen in den Diözesen Basel, Chur und Lugano. Eine Gruppe einheimischer Schwestern wirkt auch in Cebu City auf den Philippinen.

Vom 10.-12. November 1985 hat die Gemeinschaft ihr ordentliches Generalkapitel mit Wahlen abgehalten, dem sich Sachgeschäfte anschlossen. Unter den 28 Delegierten befanden sich auch zwei philippinische Schwestern als Vertretung dieses Zweiges im Fernen Osten.

Das Wahlkapitel wurde durch den bischöflichen Delegierten Dr. P. Roland-Bernhard Trauffer OP mit einer Eucharistiefeier eingeleitet, um das Licht und die Kraft des Heiligen Geistes auf die Versammlung herabzurufen. Er überbrachte dem Kapitel herzliche Grüsse und Segenswünsche unseres Diözesanbischofs Dr. Otto Wüst. Bei der anschliessenden Wahl der Oberin führte der bischöfliche Delegierte den Vorsitz.

Die bisherige Oberin, *Katharina Banz*, wurde von den Kapitularinnen zur grossen Freude der Gemeinschaft für eine zweite Amtsdauer von fünf Jahren wiedergewählt. Sie dankte für das Vertrauen, das ihr von der Gemeinschaft wieder geschenkt wurde. Gleichzeitig ermunterte sie alle anwesenden Schwestern, den Geist des Vertrauens, des Mutes und der Zuversicht in die Gemeinschaft zu tragen. Dieses Vertrauen ist berechtigt, so findet sie, wird doch ein grosser Teil unserer Hilfeleistungen durch die Antoniusgaben unserer Gönner ermöglicht.

Ausser der Oberin hatte das Kapitel auch vier Rätinnen zu wählen. In ihrem Amt be-

stätigt wurden Käthy Arnold und Maria Schmid. Meta Mannhart und Marie-Theres Rotzetter wurden neu in den Schwesternrat gewählt.

Im Anschluss an das Wahlkapitel waren noch Sachgeschäfte zu behandeln. Es galt vor allem, *die Richtlinien* zu unseren apostolischen Aufgaben neu zu überprüfen und zeitgemäss anzupassen. Dies rief einer Neubesinnung auf unseren Auftrag zum Dienst an den Ärmsten, an Kind und Familie in Not im In- und Ausland, wie es dem Ziel und Zweck unseres Werkes entspricht. Die zeitgemässe Form dieses Apostolates, auch an Benachteiligten und Randgruppen, erfordert Klugheit und Besonnenheit, aber auch Mut und Risikofreudigkeit, wo es gilt, Menschen in leiblicher und seelischer Not beizustehen. In offener und ehrlicher Besinnung, aber auch getragen von Optimismus und Glauben an die Zukunft, wurden die neu erarbeiteten Richtlinien vom Kapitel verabschiedet. *Maria Schmid*

Paul VI. und die Reform der Kirche

«Paul VI. und die Strukturreform der Kirche» war das Thema einer Studientagung, die am 9. November 1985 in Freiburg (Schweiz) stattfand. Die Tagung wurde vom Istituto Paolo VI, Brescia, in Zusammenarbeit mit der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg veranstaltet und ist ein Teil des wissenschaftlichen Programms des erwähnten Institutes. Dieses setzt sich seit seiner Gründung im Jahre 1979 zum Ziel, das Wissen um Gestalt und Werk des Montini-Papstes vom Standpunkt des Historikers aus zu vertiefen. Wie der Institutsleiter, Giuseppe Camadini, in der Eröffnungsansprache betonte, ist der einzige Zweck des Istituto Paola VI «die Suche nach der Wahrheit mit streng wissenschaftlichen Methoden in der Gesinnung des Dienstes an der Kirche».

Die Tagung begann mit einem öffentlichen Vortrag von Erzbischof Achille Silvestrini, dem Sekretär des Rates für die öffentlichen Angelegenheiten der Kirche. Der Redner gab eine Gesamtschau des Erneuerungswerkes von Paul VI. als Reformpapst. Wie er unter anderem sagte, «wich dieser Papst nie von dem Ziel ab, das er sich gesetzt hatte, nämlich darauf hinzuwirken, dass die Lehren des Konzils das gesamte kirchliche Leben durchdringen». Da das Augenmerk Pauls VI. direkt «auf den Kern des Mysteriums Kirche» gerichtet war, sprach er weniger von deren Strukturreform als von ihrer Erneuerung mit dem Ziel, die kirchliche Überlieferung wahrhaft fruchtbar zu machen. Da er die Kirche nach dem Willen ihres Herrn gestalten wollte, passte er sich nicht in demagogischer Absicht den Modeströmungen des Augenblicks an, sondern ging immer wieder zu den Quellen zurück.

So sind die unter dem Montini-Papst verwirklichten Reformen ein konkreter Ausdruck von dessen Sicht der Sendung der Kirche, die darin besteht, im Geist des Dienstes den Dialog und die Zusammenarbeit unter allen Menschen zu fördern. Unter seinem Pontifikat, so sagte Silvestrini, sei die Kirche «wirklich Weltkirche geworden», wo letztlich die Institution vor dem Geheimnis verblasst. Von daher rührt die Bedeutung symbolischer Gesten, die Paul VI. so sehr liebte und deren Tragweite die Wirkung jeder Strukturreform beträchtlich übersteigt, weil sie bereits das Ziel ankündigen, auf das hin die Kirche unterwegs ist. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang die Begegnung mit Patriarch Athenagoras in Jerusalem, die Reise zu den Vereinten Nationen und jene Geste zum Abschluss des Heiligen Jahres, die für die Anwesenden genauso unerwartet und befremdlich war wie die Fusswaschung beim Letzten Abendmahl Jesu. Als Paul VI. in der Sixtinischen Kapelle plötzlich niederkniete, um dem Metropoliten Meliton die Füsse zu küssen, wollte er damit den umfassenden Sinn seiner Sendung zum Ausdruck bringen: den Dienst an der Einheit, damit die vom Geist belebten Strukturen dazu verhelfen, dass das Einssein der Kirche mit dem Dreieinigen Gott, die Einheit der Kirchen untereinander und die Brüderlichkeit aller Getauften Wirklichkeit werden.

Wie bei derartigen Veranstaltungen des Istituto Paolo VI üblich, folgten auf den öffentlichen Vortrag drei weitere Referate, an die sich jeweils eine eingehende Diskussion unter etwa vierzig Fachleuten anschloss. Den Abschluss bildete eine Zusammenfassung von Professor Georges Cottier. Eugenio Corecco sprach über den Beitrag dieses Papstes zur Theologie des kanonischen Rechtes. Er unterstrich dabei besonders, wie Paul VI. die Notwendigkeit einer gründlichen Reform des Kirchenrechtes mit dessen nachfolgender Rückbindung an die Pastoraltheologie im Sinn eines Dienstes an der Kirche verstand. Gian Piero Milano untersuchte das Problem der Kollegialität an der Bischofssynode. Nach dem Verständnis des Montini-Papstes geht es dabei um den ekklesiologischen Ausdruck des Zusammenhalts der Bischöfe untereinander, der diese befähigt, sich über alle strukturellen Erfordernisse hinaus die Sorgen der Weltkirche gefühlsmässig und sakramental zu eigen zu machen. Julio Manzanares befasste sich schliesslich mit der Reform der römischen Kurie, wie Paul VI. sie gewollt und in Angriff genommen hat. Als notwendige Folge des Konzils und als treibende Kraft der Erneuerung in anderen Sektoren des kirchlichen Lebens unterstrich die Reform unter dem Montini-Papst die, wie dieser selbst sich ausdrückte, «Berufung der römischen Kurie zur Vorbildlichkeit vor der Gesamtkirche und vor der Welt». Die Tagung schloss mit einer Eucharistiefeier mit dem Bischof von Lausanne-Genf-Freiburg, Dr. Pierre Mamie. *Hans-Peter Röthlin*

Weltkongress der Katholischen Krankenhäuser und Einrichtungen des Gesundheitswesens

Es ist uns allen bekannt, dass die Kranken dem gegenwärtigen Papst sehr am Herzen liegen. Dies zeigt sich immer wieder bei seinen Pastoralreisen, bei den wöchentlichen Audienzen und bei Feiern in der Peterskirche: immer gilt den Kranken eine erste Begrüssung, gibt es eine besondere Begegnung. Auch sein Apostolisches Schreiben «Salvifici doloris - Über den christlichen Sinn des menschlichen Leidens», das er am 11. Februar 1984 veröffentlichte, legt beredtes Zeugnis davon ab, welchen Wert er den Kranken im Reiche Gottes beimisst.

Doch nicht nur sie und die Hilfe in ihrer inneren Not sind ihm ein Anliegen, immer stärker tritt seine Sorge um alle Fragen der Medizin, besonders der modernen Wissenschaft wie Gen-Technologie, Experimente mit der Zeugung des Menschen usw. in den Vordergrund, also die Fragen der Ethik und der Moral in der Medizin. Der Papst spürt, dass die Kirche hier den katholischen Wissenschaftlern, Ärzten, Seelsorgern und dem Krankenpflegepersonal Hilfestellung geben muss, dass eine vermehrte Zusammenarbeit, ein Austausch der Erkenntnisse und Erfahrungen dringend notwendig sind. Dies bewog den Papst, am 11. Februar 1985 ein Motu proprio herauszugeben, in dem er die Einsetzung einer päpstlichen Kommission für alle diese Fragen ankündigte.

Diese Kommission ist nun bereits aktiv geworden, indem sie einen ersten Weltkongress der Katholischen Krankenhäuser und Einrichtungen des Gesundheitswesens organisierte. Eingeladen wurden: Ärzte, Krankenpflegepersonal, Seelsorger, Verwalter und Apotheker.

So versammelten sich vom 29. bis 31. Oktober 1985 über 1200 Teilnehmer aus allen Kontinenten in der Audienzhalle des Vatikans zu sehr interessanten Referaten, zu Gruppengesprächen und Plenumsdiskussion, zu Fragenbeantwortung und um sich kennenzulernen.

Aus der Schweiz nahmen 16 Personen am Kongress teil. Auch sie lernten sich erst

am Kongress kennen. Sie bedauerten es sehr, dass, zufolge einer Panne beim Versand der Einladungen in der Schweiz, keine Vertreterinnen der grossen krankenpflegenden Ordensgemeinschaften anwesend waren. Von der Schweizer Gruppe wurden darum einige Teilnehmer beauftragt, diese nun nachträglich zu informieren und mit ihnen das weitere Vorgehen abzusprechen. Denn ein Ziel des Kongresses war, einen stärkeren Zusammenschluss der rund 6000 Krankenhäuser und Kliniken kirchlicher Trägerschaft auf nationaler und internationaler Ebene anzustreben, entsprechend dem Motto: Einigkeit macht stark – auch die Kirche! *Tutilo Ledergerber*

Hinweise

Das lange Sterben des Enzo

Es gibt Tonbilder, die sprechen vorwiegend den Verstand an, informieren und illustrieren; andere wenden sich eher an das Gemüt, wecken Erinnerungen, regen zum Nachdenken an oder drängen zu einem persönlichen Gespräch. Das vorliegende, reich mit authentischem Material versehene Tonbild «Das lange Sterben des Enzo»[1], richtet sich eindeutig an die emotionale Ebene; es lässt uns aufhorchen, still und besinnlich werden.

Was ist es, was uns so betroffen macht und uns in seinen Bann zieht? Da ist einmal Enzo, ein Mann in den besten Jahren, der sich – jäh aus dem Alltag gerissen – plötzlich mit seinem unendlich lang scheinenden Sterben auseinandersetzen muss. Wie er zunächst mit seinem Schicksal hadert, mit Gott zu feilschen versucht, bis er sich schliesslich in seine Arme fallen lässt: dieser Reifeprozess wird im Tonbild geradezu klassisch nachgezeichnet. Enzo zur Seite steht seine tapfere Frau, die ihn bis zu seinem Tode zu Hause pflegt und ihm so ein Sterben in seiner geliebten Umgebung und im Kreise seiner Angehörigen ermöglicht. Tatkräftig unterstützt wird Käthy durch ihre beiden jugendlichen Töchter, die ihren Vater in dieser schweren Zeit mitbetreuen und ihren Schmerz in Briefen, symbolhaften Gedichten und Bildern ausdrücken.

Eine Reihe von Identifikationsfiguren, denn wer kennt oder kannte nicht schon einen lieben Menschen, der ganz persönlich mit dem Sterben konfrontiert wurde oder der uns bereits für immer verlassen hat? Auf jeden wartet irgendwann der Schnitter Tod. Wie aber gehe ich mit einem Sterbenden und seinen Angehörigen um? Wie tröste ich sie und rede mit ihnen – auch über Gott und das Leben danach? Wie biete ich meine Hilfe an; soll ich mit ihnen beten? Im Tonbild werden solche Fragen mit einer Offenheit angesprochen, die uns überrascht und bewegt. Dabei wird nicht verschwiegen, wie hart es manchmal für alle Beteiligten sein kann, während mehr als einem Jahr mit einem immer schwächer werdenden Menschen auf engem Raum zusammenzuleben und für seine Pflege besorgt zu sein. Dies um so mehr, als Enzo wegen seiner fortschreitenden Muskellähmung auf eine elektronische Anlage angewiesen ist, die seine Stimme ersetzen muss. Eine auf einem Dia abgebildete Bildschirmmitteilung ist Enzos Erlaubnis zur Herstellung dieser einmaligen Ton- und Bilddokumentation: «O. K., in Ordnung ... wenn es jemandem nützt?» Es ist der Familie hoch anzurechnen, dass sie sich bereit erklärt hat, über das Medium auch Aussenstehende an Enzos bitterem Leiden und hoffnungsvollem Sterben teilnehmen zu lassen. Dank diesem Einverständnis wird es überhaupt möglich, dieses christliche Zeugnis einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Die fünf Stufen des langen Sterbens

Das Tonbild ist klar in fünf Teile gegliedert und mit Zwischentiteln versehen, so dass auch eine Vorführung in Abschnitten möglich und in bestimmten Fällen auch angebracht ist. Nach einer kurzen Vorstellung der Familie und Enzos Krankheit folgt das Kapitel «Annahme». Der Bautechniker und passionierte Segelflieger versucht sich langsam von den irdischen Dingen, die ihm lieb sind, zu lösen. Dass dies oft sehr schmerzlich ist, wird im Teil, der mit «Last» überschrieben ist, geschildert: «Wie manchen Tod muss ich erleiden?», fragt er einmal mit Hilfe seiner Maschine, und da wird auch ernsthaft über den Ausweg der «erlösenden Spritze» nachgedacht. Wie wichtig Besuche und andere Zeichen der Anteilnahme für Enzo und seine Angehörigen sind, kommt vor allem im Abschnitt «Befreiung» zum Ausdruck. Im Schlussteil «Licht» ist die letzte Bildschirmmitteilung zu vernehmen: «Danke Dir für alles – läbwohl, s'chunnt wies will – hoffen und beten ...»

Dieser Dank und Gruss sind für seinen langjährigen Freund Karl Gähwyler bestimmt, der diese packende Reportage nicht nur mit Feingefühl über die Zeitspanne von mehr als einem Jahr hindurch realisiert, sondern Enzo auch seelsorgerlich betreut und ihn selber beerdigt hat. Neben dem Einfühlungsvermögen und dem hohen technischen Geschick des Autors ist es einer ganzen Reihe von glücklichen Zufällen zu verdanken, dass dieses Tonbild eine solche Dichte und Ausstrahlungskraft erlangt hat. So sei zum Beispiel auf die ausdrucksstarken Bilder hingewiesen, welche die Töchter während der Leidenszeit ihres Vaters gemalt haben und von denen drei als Miniposter im Textheft beiliegen. Vor allem sind jedoch die gottverbundenen und überzeugenden Aussagen und Gedichte seiner Frau erwähnenswert; eines davon umfasst die letzten Tonbildworte:

> «Jeder stirbt seinen eigenen Tod,
> der Weg zurück bleibt uns verborgen,
> doch dort, wo der Verstand versiegt –
> beginnt der Himmel.»

Wo und wie soll das Tonbild eingesetzt werden?

Damit solche Gedichte, Computeraussagen, Briefe und Gebete bei der Nacharbeit nochmals reflektiert und in Kleingruppen besprochen werden können, wurden sie teilweise mit Zierschriften neu erstellt und im Textheftanhang als Kopiervorlagen abgedruckt. Elisabeth Longoni, Annemarie Ott und René Däschler haben Ideen und Vorschläge gesammelt, wie das Tonbild zusammen mit den entsprechenden Unterlagen bei verschiedenen Zielgruppen sinnvoll eingesetzt werden könnte. Die Hinweise beziehen sich aufgrund von Testergebnissen zunächst auf Kleingruppen in der (Pfarr-)Gemeinde sowie auf die Aus- und Fortbildung von Seelsorgern, Katecheten, Pflegerinnen und Sterbehilfebegleitern; dann wird aber ebenfalls ein Einsatz bei Senioren ins Auge gefasst. Die positiven Erfahrungen bei Oberstufenschülern zeigen eindeutig, dass der Einbau dieses audiovisuellen Hilfsmittels in eine einsprechende Lektionsreihe bei einer intensiven Vor- und Nachbereitung ohne Bedenken zu verantworten ist.

Die beiden Tonbildproduzenten «Caritas Schweiz» und «Arbeitsgemeinschaft Gruppenmedien und Kirche» (AGK) haben keine Mühen und Kosten gescheut, damit das didaktische Begleitmaterial zu einer echten Hilfe für die Gemeindeseelsorge wird. Langsam scheint sich auch bei den Hilfswerken die Erkenntnis durchzusetzen, dass die Effizienz eines AV-Mediums um ein mehrfaches gesteigert werden kann, wenn praktische Vorschläge und Kopiervorlagen angeboten werden. Dies insbesonders, wenn man um die permanente Zeitnot unserer seelsorgerlich Tätigen weiss ...

P. Walbert Bühlmann OFMCap schreibt in seinem neuen Buch «Leben-Sterben-

[1] Tonbild: 70 Farbdias, Tonband oder Tonkassette 35 Min., Textheft mit Begleitmaterial; Verleih und Verkauf: Caritas Schweiz, Löwenstrasse 3, 6002 Luzern, Telefon 041-50 11 50, oder AGK, c/o Kirchliche AV-Medienstelle, Bederstrasse 76, 8002 Zürich, Telefon 01-202 83 68.

Leben» (Graz, 1985, S. 190): «Das Christentum steht an einem toten Punkt. Es gibt viel zu wenige, die das spezifisch christliche Sterben in ihr Bewusstsein einbauen und dann auch mutig ein spezifisch christliches Leben an den Tag legen.» Das vorliegende Tonbild kann dazu beitragen, diesem Missstand entgegenzutreten. Denn bei den bereits erfolgten Einsätzen kamen - nach einer gewissen Zeit der Besinnung - rasch tiefsinnige Gespräche in Gang, und die Anwesenden begannen sich ernsthaft mit der Todesproblematik auseinanderzusetzen. Um allzu starke persönliche Äusserungen und Emotionen auffangen und richtig lenken zu können, sollten all jene, welche das Tonbild einsetzen, es zuerst auf sich selber wirken lassen und es in Ruhe verarbeiten. So wird es gelingen, dass dieses Sterbehilfe-Projekt vielen Mitchristen Nutzen bringt; vielleicht beschliesst der eine oder andere, sich nicht erst im Sterben mit dem Tode anzufreunden, sondern er stimmt sich schon vorher auf ihn ein. *René Däschler-Rada*

Amtlicher Teil

Bistum Basel

Im Herrn verschieden

Msgr. Henri Schaller, Pruntrut, Senior des Bistumsklerus

Henri Schaller wurde am 21. Juli 1886 in Corban geboren und am 26. Juli 1912 als Mitglied der Missionsgesellschaft Bethlehem in Chur zum Priester geweiht. 1913–1922 wirkte er als Professor in Immensee und 1922–1969 als Redaktor des Pays in Pruntrut. 1938 wurde er zum päpstlichen Geheimkämmerer, 1957 zum Hausprälaten und 1962 zum Apostolischen Protonotar ernannt. Den Ruhestand verbrachte er in Pruntrut. Er starb am 31. Oktober 1985 und wurde am 2. November 1985 in Corban beerdigt.

P. Rainer P. A. Henggeler SJ, Basel

Rainer Paul Alois Henggeler wurde am 30. August 1915 in Zürich geboren und 1943 in Sitten als Mitglied des Jesuitenordens zum Priester geweiht. Sein Wirken vollzog sich grösstenteils im Bistum Basel: 1945–1959 in Schönbrunn, seit 1959 am Borromäum in Basel mit Einsatz in der Pfarreiseelsorge. Er starb am 21. Oktober 1985 und wurde am 25. Oktober 1985 in Oberägeri beerdigt.

Bistum Chur

Im Herrn verschieden

Martin Bamert, i. R., Vaduz (FL)

Der Verstorbene wurde am 28. März 1909 in Tuggen (SZ) geboren und am 7. Juli 1935 in Chur zum Priester geweiht. Er war tätig als Hofkaplan in Vaduz (1935–1976); als Schwestern-, Spital- und Altersheim-Seelsorger in Vaduz; als Katechet an der Realschule; als Pfarrei-Jungmannschaftsseelsorger in Vaduz und als Landespräses der Pfadfinder des Fürstentums Liechtenstein. Er starb am 7. November 1985 in Tuggen und wurde am 12. November 1985 in Tuggen beigesetzt.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Im Herrn verschieden

Eugène Petite, Pfarresignat, Genf

Eugène Petite, heimatberechtigt in Lancy (GE), ist am 2. Dezember 1907 in Genf geboren. Am 10. Juli 1932 wurde er in Freiburg zum Priester geweiht. Er wirkte als Vikar in der St.-Franziskus-Pfarrei in Genf (1932–1939), dann als Pfarrer in Petit-Lancy (GE) (1939–1978). Er starb am 8. November 1985 in Genf und wurde am 12. November 1985 in Petit-Lancy bestattet.

Verstorbene

P. August Widmer SMB

Der Immenseer-Missionar hat in 3 Erdteilen gearbeitet, in Europa, in Asien und Amerika. Geboren in Bütschwil am 18. Februar 1904, wo er auch die Primar- und Sekundarschule besuchte, durchlief er hernach das Gymnasium Immensee und das Missionsseminar Wolhusen und wurde 1930 zum Priester geweiht. Schon im gleichen Jahr erhielt er die missionarische Sendung in die Mandschurei-Mission der Bethlehem Missionare. Nach dem Sprachstudium betreute er verschiedene Missionsstationen, bis er 1939 in Tsitsikar Leiter des Kleinen Seminars und hernach Leiter zweier Mittelschulen wurde. 1947 wurde er als Missionar von Paichuan vom roten Sturm gefangengenommen und schwer misshandelt. 1948–1951 musste er zusammen mit Mitbrüdern in Tsitsikar schwere Jahre des Gefängnisses durchstehen. P. Ambros Rust schildert in seinem Buch «Die rote Nacht», wie erniedrigend und schrecklich diese Gefängnisjahre waren. 1951 wurde er aus China ausgewiesen und kam in die Heimat zurück, wo er viele Aushilfen leistete. 1953–1954 finden wir ihn als Dolmetscher und Seelsorger in Korea. 1956 weilte er im Bundeshaus Bern als Übersetzer. P. August Widmer war ein vorzüglicher Kenner der chinesischen Sprache. 1959–1984 arbeitete er als sehr beliebter Vikar an der Christkönigskirche in Denver (Colorado). Im Herbst 1984 kehrte er als Schwerkranker ins Missionshaus Immensee zurück, wo er am 23. April 1985 im 82. Lebensjahr ganz unerwartet starb. Das Leben des stets aufgeschlossenen Missionars darf mit Fug und Recht ein erfülltes Leben genannt werden. *Hans Krömler*

Neue Bücher

Mission in China

Jacques Gernet, Christus kam bis nach China. Eine erste Begegnung und ihr Scheitern, Artemis Verlag, Zürich und München 1984, 290 Seiten Text und rund 50 Seiten Anmerkungen. (Eine Übersetzung aus dem Französischen: Chine et Christianisme, Action et Réaction.)

Anliegen

Jacques Gernet, Professor für Sozial- und Geisteswissenschaften Chinas am College de France, untersucht in diesem wissenschaftlichen Standardwerk die Frage, wie die Chinesen die christliche Religion in der Darstellung des Jesuiten Matteo Ricci und seiner Mitbrüder vor 400 Jahren aufgenommen bzw. warum sie sie abgelehnt haben. Was sagten die Herren des Reiches der Mitte selber zur Lehre vom Herrn des Himmels? Der französische Originaltitel gibt die Absicht des Autors genauer wieder, nämlich die Reaktionen der Chinesen auf die zwischen Abendland und China in bezug auf Menschenbild und Weltanschauung grundlegenden Unterschiede aufzuzeigen. Krass gesagt, handelt es sich um die Darlegung des Scheiterns der menschgeformten Institutionalisierung der das Abendland so intensiv prägenden christlichen Religionen in China. Es geht Gernet darum, «zu sammeln und auszulegen, was die Chinesen Gutes oder Schlechtes über die Missionare, ihre Thesen und Aktivitäten zu sagen hatten, und herauszufinden, wo und warum sich Chinesen und Christen falsch verstanden haben» (S. 6).

Reiches Quellenmaterial

Bestechend und überzeugend an Gernets tiefschürfender neutraler Analyse sind die vielen aus chinesischen Texten übersetzten Belegstellen und gewissenhaften Anmerkungen: Vorworte von Sympathisanten und Bekehrten zu den chinesischen Schriften der Missionare, Abschnitte in diversen gesammelten Aufzeichnungen, bibliographischen Anmerkungen, Briefwechsel, kleine Schriften, Abhandlungen von Konvertiten, aber auch Pamphlete und Werke von Gegnern oder erklärten Feinden der Lehre vom Herrn des Himmels. Diese Literatur, lange für verleumderisch gehalten und nie recht studiert, zeigt, inwiefern die Missionare mit ihrer Lehre die gesellschaftliche, politische Ordnung gefährdeten, mindestens in den Augen der Chinesen, eine Meinung übrigens, die sich bis auf den heutigen Tag in vielen Köpfen in China aufrechterhalten hat. Hier kommt nichts zur Sprache, was nicht nachprüfbar ist, auch wenn man sich zur Überprüfung des häufigst zitierten Werkes, des Poxie ji (Aufzeichnungen zur Zerstörung der Irrlehren), 8 Bände, nach Paris oder Washington begeben müsste.

Dieses eindrückliche Quellenmaterial belegt eindeutig, dass das Christentum es mit einer

Hochkultur zu tun hatte, dass fremde Einflüsse aus dem fernen Europa barbarisch wirkten, dass aber in diesem Land, dem Reich der Mitte, Menschen lebten, die sich intensiv und aktiv mit der neuen Lehre aus dem Abendland auseinandersetzten und ihre Argumente schriftlich festhielten.

Von Sympathie zur Ablehnung

Den hochintelligenten Missionaren aus Europa war durchaus bekannt, dass China Fremden gegenüber grundsätzlich feindlich gesinnt war. Deshalb gaben sich die Missionare behutsam, unaufdringlich. Sie wollten niemanden vor den Kopf stossen, unmerklich vorgehen und wenn nötig sogar Umwege machen, um die Gunst des Hofes zu erlangen. Um bei den Chinesen Eindruck zu machen, mussten sie die Rolle der Gelehrten spielen. Sie lehrten als Mathematiker, Astronomen, Philosophen und Moralisten an Privatakademien, studierten Klassiker und waren in vielen Bereichen, vor allem im Beherrschen der Sprache in Wort und Schrift, Meister. Durch dieses grosse Wissen hatten sie bei Gelehrten anfänglich auch Erfolg. Mit der wahren Absicht der Missionierung aber hielten sie lange zurück und gaben ihr Geheimnis nur Eingeweihten preis. Selbst Riccis Schrift «Die wahre Bedeutung der Lehre des Herrn des Himmels» fand anfänglich gute Aufnahme, und viele chinesische Gelehrte begannen sich damit auseinanderzusetzen, teils auch, weil sich darin viele Begriffe aus ihren Klassikern fanden, die Ricci eventuell etwas voreilig und ohne die wahren Hintergründe wirklich zu kennen, übernommen hatte, um christliche Begriffe verständlicher zu machen. Als aber den chinesischen Gelehrten klarer wurde, was die Missionare eigentlich wollten, begann man sie mit anderen Augen zu sehen, und es entwickelte sich eine feindliche Stimmung und eine harte Auseinandersetzung mit der Lehre der Barbaren. Die Chinesen sahen, durch die ständig wachsende Zahl von Missionaren und die Bildung von ihnen ergebenen Gemeinschaften in fast allen Provinzen, ihre philosophischen, moralischen und religiösen Traditionen und damit Chinas Unabhängigkeit in Frage gestellt.

Gründe des Scheiterns

In den weiteren Kapiteln «Religiosität und die Kraft der Tradition», «Religion und Politik», «Chinesische Sittlichkeit und christliche Moral» und «Himmel in China - Gott im Abendland» analysiert Gernet das Aneinanderprallen der letztlich völligen Gegensätze: An die Festigkeit des Glauben gewöhnte Missionare mit verpflichtenden Glaubensinhalten, moralischen Imperativen, undiskutablen Dogmen, Ausschliesslichkeit der christlichen Religion mit einer wörtlichen Auslegung der Bibel, angefangen von der Schaffung der Welt in 7 Tagen, Sündenfall, Erbsünde, Menschwerdung, Erlösung usw. gegenüber einer chinesischen Auffassung ohne dogmatischen, systematischen Aufbau, mit einem Hang zu jeglicher Art Synkretismus und der festen Überzeugung der Entwicklung der Welt in Millionen von Jahren, einer Auffassung vom Himmel als immanente Ordnung, als oberste Gewalt, Raum und Zeit ordnend, dem sich der einzelne in gewissenhafter Befolgung der Riten und völliger Ergebenheit ins Schicksal zu unterziehen hatte. Viele der Glaubensinhalte, wie sie von den Missionaren dargestellt wurden, wirkten auf die intelligenten Chinesen nicht nur sinnwidrig, absurd, sondern geradezu erniedrigend, lächerlich und beleidigend.

Der Leser erfährt hier hautnah und heilsam, wie bestimmte Aussagen der Christen auf Nicht-Christen wirken können, wenn sie einfach wörtlich genommen werden. Bei der Lektüre erfährt der aufmerksame Leser Hintergründe chinesischer Verhaltensweisen, die im asiatischen Raum auch heute noch von höchster Aktualität sind.

Ein jeder, der sich mit Christentum im asiatischen Raum, sei dies nun Japan, Taiwan oder anderswo, mit Mission, Inkulturation, Dialog mit andern Kulturen und Religionen befasst, erfährt durch diese Lektüre und geistige Auseinandersetzung damit eine grosse Bereicherung. Es mag zwar für ein unvoreingenommenen Leser sehr hart klingen, wenn im Nachwort der Sinologe Jean-Pierre Voiret die Aussagen zweier Hauptkritiker zusammenfasst und erklärt: «Die Missionare wollten nicht die Wahrheit suchen, sondern beweisen, dass *sie* im Besitz der Wahrheit waren.» All ihre Bemühungen und intensivsten Auseinandersetzungen mit China nützen ihnen letztlich wenig, «weil ihnen das eigene Dogma unverrückbar im Wege stand ... Es ist heute kaum mehr vorstellbar, wie wörtlich die Jesuiten damals die Bibel nahmen. Das konnte bei der überaus starken Tendenz der Chinesen zum Synkretismus nur zu Widersprüchen führen.» (S. 292). Das Christentum in China, so folgert Voiret, sei nicht deshalb erfolglos geblieben, weil man es unterdrückt hatte. «Schuld daran sind vielmehr die von Gernet so sorgfältig herausgehobenen Unterschiede: In der Weltanschauung, in der Philosophie, in der Lebensauffassung, in den gesellschaftlichen und religiösen Traditionen usw.» (S. 294).

Dieses einzigartige kulturgeschichtliche Dokument, das zu einem wirklichen Leseerlebnis wird, sollte zur Pflichtlektüre jedes Missionars, der um Dialog mit andern Religionen und Kulturen bemüht ist, werden.

Schade, dass der deutsche Buchtitel etwas irreführend ist und an den Bestseller Carlo Levis «Christus kam bis nach Eboli» erinnert. Auch handelt es sich bei der Begegnung der Jesuiten-Mission vor rund 400 Jahren nicht um die erste Begegnung des Christentums mit China. Diese fand durch die Nestorianer im siebten und neunten Jahrhundert statt, gefolgt von den Missionierungsversuchen der italienischen Franziskaner um die Mitte des 13. Jahrhunderts.

Ein Mangel des Buches besteht auch im Fehlen eines Indexes, der in einem so wichtigen Werk nicht fehlen dürfte.

Peter Baumann

Wege des Glaubens

Carlo Maria Martini, Du rufst mich beim Namen. Sechs Wege zum Glauben, Verlag Neue Stadt, München 1984, 90 Seiten.

Das Bändchen ist durch die schon bekannten «Begegnungen im Mailänder Dom» entstanden,

Zum Bild auf der Frontseite

Die dem hl. Sebastian geweihte Kirche von Herdern (TG) geht auf Vorgängerinnen aus der Karolingerzeit und der Romanik (10./11. Jahrhundert) zurück. Der heutige Chor weist noch grosse Teile einer spätgotischen und barocken Kirche (erbaut 1715) auf. Das Schiff wurde 1875/76 von Carl Reichlin erbaut. 1971/72 wurde die Kirche unter dem Architekten Hermann Schmidt einer gründlichen Restauration unterzogen und den Erfordernissen der erneuerten Liturgie angepasst, ohne ihr Gesicht jedoch wesentlich zu verändern.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Peter Baumann, lic. phil., Ostasienreferent, Missionshaus, 6405 Immensee

René Däschler-Rada, Kirchliche AV-Medienstelle, Bederstrasse 76, 8002 Zürich

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Dr. Max Hofer, Bischofsvikar, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn

P. Markus Kaiser SJ, Hirschengraben 74, 8001 Zürich

Dr. Hans Krömler SMB, Missionshaus, 6405 Immensee

Br. Tutilo Ledergerber, Vorsteher, Steinhofstrasse 10, 6005 Luzern

P. Walter Ludin OFMCap, Wesemlinstrasse 42, 6006 Luzern

Dr. Josef Pfammatter, Professor, Alte Schanfiggerstrasse 7/9, 7000 Chur

Maria Schmid, Schwesterngemeinschaft SLS, Gärtnerstrasse 25, 4500 Solothurn

Josef Wick, Regens, Salesianum, Avenue du Moléson 30, 1700 Freiburg

Hans-Peter Röthlin, Informationsbeauftragter der Schweizer Bischofskonferenz, Avenue du Moléson 30, 1700 Freiburg

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel-Spirig, Dr. theol., Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren
Franz Furger, Dr. phil. et theol., Professor, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern
Telefon 041 - 42 15 27
Franz Stampfli, Domherr, Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen, Telefon 01 - 725 25 35
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 80.–;
Ausland Fr. 80.– plus Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 53.–.
Einzelnummer: Fr. 2.– plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

zu denen Kardinal Carlo Maria Martini mit grossem Erfolg Jugendliche der lombardischen Metropole einlädt. Zeitraum dieser Begegnungen ist November 1982 bis Juni 1983. Thema der Konferenzen: Wie man als Christ im Alltag leben kann. Kardinal Martini zeigt paradigmatisch mit verschiedenen Persönlichkeiten Wege des Glaubens auf: Maximilian Kolbe als Held der Liebe bis zum Martyrium; Theresia vom Kinde Jesu und ihr verborgener, aber unbeirrbarer Weg des Glaubens; die Bekehrung und Gotteserfahrung des Charles de Foucauld; die Wahrheitssuche der Simone Weil; das christliche und soziale Engagement des Giorgio La Pira und zuletzt ein anonymes Brautpaar in der Vorbereitung auf eine christliche Familie. Der Aufbau dieser Begegnungen im Mailänder Dom ist so: kurze biographische Angaben, markante Auszüge aus dem Schrifttum der vorgestellten Persönlichkeit, entsprechend ausgewählte Schriftlesung und dann die zusammenfassende Ansprache des Erzbischofs. Entsprechend der Thematik kann das Büchlein verschiedenartig verwendet werden. Es könnte auch Anregung zu pastoreller Nachahmung sein. *Leo Ettlin*

«Message biblique»

Drutmar Cremer, Dein Atemzug holt Zeiten heim. Gedichte zu Bildern der Bibel von Marc Chagall. Mit biblischen Texten und Hinweisen, Lahn-Verlag, Limburg 1984, 100 Seiten.

Marc Chagall hat in den Jahren 1956 und 1960 in Paris (Verve) zwei Bände herausgebracht – «Message Biblique». Sie enthalten eindrucksvolle schwarzweisse Radierungen zu den Ereignissen des Alten Testamentes, aber auch zahlreiche farbige Lithographien zu den massgeblichen Heilsgestalten der Bibel. Aus diesen Bänden hat Drutmar Cremer elf Blätter für die Farbwiedergabe dieses Bändchens ausgewählt (Schöpfung, Paradies, Engel, Sara, Mose, David, David und Batseba, Ijob, Jeremia, Rut und Ester). Diese Kunstblätter werden nun vom Herausgeber meditativ begleitet; zuerst in feiner, zurückhaltender Prosa eine Einführung zum Thema, dann eine längere entsprechende Schriftlesung und dann poetisch in freien Rhythmen die eigentliche Meditation. Der ungewöhnliche Titel des Buches entspricht einem Zitat von Nelly Sachs. Ein in Wort und Bild ideales kleines Buchgeschenk! *Leo Ettlin*

Wäre eine Pfarrei bereit, eine oder zwei

Glocken

die nicht mehr gebraucht werden, für eine neue Franziskuskirche in einer abgelegenen Gegend im Norden von TANZANIA zu stiften?

P. Wendelin Hasler, Kapuzinermissionar, zurzeit Missionsprokura, 4601 Olten

3114 Klassen und Gruppen hat **Kontakt** im vergangenen Jahr kostenlos bedient. Sind Sie in diesem Jahr auch dabei? **250 Gruppenhäuser** erreicht Ihre Anfrage:

Kontakt, 4419 Lupsingen
Tel. 061-96 04 05

«Wer, wann, wieviel, wie, wo und was?

Alle **KERZEN** liefert

Herzog AG Kerzenfabrik
6210 Sursee 045-21 10 38

Willi Hoffsümmer – 111 Bausteine für Gottesdienste mit 3- bis 7jährigen und religiöse Feiern im Kindergarten. 1985, 184 Seiten, kartoniert, Fr. 27.50

Raeber Bücher AG, Frankenstr. 9, 6002 Luzern, Tel. 041-23 53 63

Eine Diasporagemeinde sollte dringend eine

Kirchenorgel

anschaffen. Aber aus eigenen Mitteln sind wir dazu nicht imstande. So bitten wir Sie um Hilfe unter Chiffre 1430, Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Kammermusik-Kurse

für Amateurmusiker

Prospekt, Anmeldung, Auskunft: Sekretariat: Kammermusik-Kurs András von Tószeghi, Postfach CH-8953 Dietikon, Tel. 01 740 74 74
26.–31. 12. 1985 in Zürich

Frau mit zwei Kindern sucht

Stelle

in Pfarreihaushalt, evtl. mit Sekretariatsarbeit.

Antworten sind zu richten unter Chiffre 1429 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Die beliebten Herrensocken ohne Gummizug sind wieder zu haben. Grössen: M = 39–42 und G = 42–45. Farben: Schwarz, Marine und Dunkelgrau. Per Paar Fr. 9.80.

Roos Herrenbekleidung
Wesemlinstrasse 50, 6006 Luzern
Telefon 041-36 78 25

Suche langfristige

Organistenstelle

3 Jahre Beschäftigung in der deutschen Kath. Kirche, Genf; Zeugnis vorhanden.

Bitte schreiben Sie an:
W. Wezranowski, Merzhauserstrasse 6, D-7800 Freiburg i. Br.

radio vatikan

tgl. 7.30 Uhr Lateinische Messe
16.00 Uhr Nachrichten (deutsch)
20.40 Uhr Lateinischer Rosenkranz

Röm.-kath. Kirchgemeinde Münsingen
Röm.-kath. Kirchgemeinde Konolfingen

Die beiden selbständigen röm.-kath. Kirchgemeinden suchen auf Frühjahr 1986 oder nach Vereinbarung

Katecheten(-in)/ Jugendarbeiter(in)

mit abgeschlossener Ausbildung.

Die Stelle beinhaltet ein 50%-Pensum, die Katechese an der Oberstufe und den Aufbau bzw. die Betreuung kirchlicher Jugendgruppen.

Wir erwarten eine kontaktfreudige Persönlichkeit mit der Bereitschaft zum Engagement in den Pfarreien, der Fähigkeit, Probleme offen anzugehen, und dem Willen, mit Pfarreigruppen und Jugendgruppen in den Gemeinden zusammenzuarbeiten.

Wir bieten Freiraum für Ideen und zum Finden des eigenen Platzes in unseren Pfarreien und ein Klima der Zusammenarbeit. Besoldung nach dem Besoldungsreglement der röm.-kath. Kirchgemeinde Bern.

Die Bewerbungen sind bis 15. Januar 1986 zu richten an das Sekretariat der röm.-kath. Kirchgemeinde Münsingen: Frau Inge Meier, Sonnhaldeweg 22, 3110 Münsingen. Persönliche Auskunft erteilt Herr Pfarrer Robert Kopp, Telefon 031-92 03 73

ARS ET AURUM Kirchengoldschmiede

• stilgerechte Restaurationen
• Feuervergoldung
• sakrale Gegenstände

M. Ludolini + B. Ferigutti
Zürcherstrasse 35, 9500 Wil, Tel. (073) 22 37 88

ARS ET AURUM Kirchengoldschmiede

Katholische Kirchgemeinde Bütschwil (SG)

Wir suchen für die Erteilung von Religionsunterricht (Schwerpunkt Mittel- und Oberstufe) sowie zur Mithilfe in der Jugendarbeit in Pfarrei und Region

hauptamtlichen Katecheten

(evtl. Laientheologen)

Der Aufgabenbereich kann den Fähigkeiten und Wünschen angepasst werden. Auch steht dem Mitarbeiter eine moderne Mehrzimmerwohnung zur Verfügung.

Auskunft über Anstellungsbedingungen und Aufgabenbereich erteilt Pfarrer Dr. Theo Frey, 9606 Bütschwil, Telefon 073-33 17 85
Bewerbungen sind zu richten an Leo Rüthemann, Präsident des Kirchenverwaltungsrates, Giessenweg, 9606 Bütschwil, Telefon 073-33 26 60

In unserer Pfarrei **St. Gallus in Zürich** wird die Stelle einer

Sekretärin

frei. Wir suchen auf Anfang Januar 1986 (evtl. früher) eine aufgeschlossene, freundliche, an Pfarreiarbeit interessierte Mitarbeiterin.

Aufgaben
Korrespondenz, Telefondienst, Besucherempfang, Führung der Pfarreibücher, allgemeine Büroarbeiten.

Anforderungen
Gründliche kaufmännische Ausbildung, Selbständigkeit, gutes Einfühlungsvermögen, Fremdsprachenkenntnisse erwünscht.

Besoldung
und Sozialleistungen gemäss Anstellungsordnung der Römisch-katholischen Körperschaft des Kantons Zürich.

Bewerberinnen
die an dieser vielseitigen Aufgabe Interesse haben, schreiben uns unter Beilage der üblichen Unterlagen an die Adresse: Römisch-katholische Kirchgemeinde St. Gallus, I. Derungs, Präsident, Eichacker 35, 8051 Zürich

Gratis einen fabrikneuen **Bosch-Video-Heimrecorder** VHS im Werte von Fr. 1598.– bei Kauf eines neuen

Film-Projektors Bauer P 8 16 mm

Verlangen Sie eine unverbindliche Offerte (nur gültig bis 31. 12. 1985).

Cortux-Film AG, rue Locarno 8, 1700 Freiburg, Tel. 037 - 22 58 33

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in

Kirchen und Pfarreiheimen
Lautsprecher- und Mikrophon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut, einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen. Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur Verfügung, die höchste Ansprüche an eine
perfekte, saubere und naturgetreue
Wiedergabe von Sprache und Musik
erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen.** Verlangen Sie bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung.**

A. BIESE
Obere Dattenbergstrasse 9 6005 Luzern Telefon 041-41 72 72

A. Z. 6002 LUZERN

7959

Herr
Dr. Josef Pfammatter
Priestersemina St. Luzi
7000 Chur

47/21. 11. 85

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Pullover-Zeit
Pullover in reiner Wolle mit Rund-Ausschnitt, also hochgeschlossen (unter dem Hemdkragen zu tragen), Farben Mittelgrau und Schwarz, Grössen 8–12:
ohne Ärmel ab 83.80
mit langen Ärmeln ab 114.—
Von diesen Preisen gehen 10% Extrarabatt ab.

ROOS
Herrenbekleidung
Wesemlinstrasse 50, 6006 Luzern
Telefon 041-36 78 25
Bus 4 oder 5, beim Kloster

Publikationen
für Gottesdienst-Vorbereitung und -Praxis

16 Hochgebetsgesänge von 12 Komponisten des deutschen Sprachraums	Fr. 25.–
«Mit Herzen, Mund und Händen» – 40 Liedgesänge für Kantor oder 1stimmigen Chor und Orgel (Hermann Fischer)	Fr. 15.–
Herbert Ulrich: Deutsche Rezitation und Psalmodie	Fr. 22.–
30 Gottesdienstmodelle für das Lesejahr C (Linus David/Karl Kolly)	Fr. 8.–

Akademie für Schul- und Kirchenmusik, Obergrundstrasse 13, 6003 Luzern, Telefon 041-22 43 18